



TAUWETTER

... *franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



CORONA-PANDEMIE

Krise als Kairos

Redaktion Tauwetter

Dinko Aracic, Peter Amendt OFM, Stefan Federbusch OFM
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert OFM

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Redaktionsleiter Stefan Federbusch ofm
Kreuzweg 23, 65719 Hofheim
Tel. 061 92.99 04 23
Fax 061 92.99 04-39
tauwetter@franziskaner.de
www.tauwetter.franziskaner.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Titelfoto

Eule mit Coronamaske über einer Apotheke in Füssen.
Foto von Stefan Federbusch.

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtsparkasse Düsseldorf
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDEXXX

Editorial

„Wie jede Krise, so hat auch diese nicht nur die Kraft der Zerstörung. In den Trümmern mancher Gewissheit lassen sich womöglich Hinweise darauf finden, an welchen Stellen die Statik gewohnter Gedankengebäude oder gar der ganzen Gesellschaft so stabil nicht war, wie wir meinten. Nur wenn wir diese Hinweise frühzeitig erkennen, wird ein Wiederaufbau zu bewerkstelligen sein, der alte Fehler vermeidet.“

Diese Erkenntnis war Teil des Auftaktartikels, mit dem die Frankfurter Rundschau am 30. März ihre Artikelserie „Die Welt nach Corona“ begann, die bis zum 11. Juli 2020 fortgeführt wurde. Wesentliche Aspekte dieser TAUWETTER-Ausgabe sind diesen Überlegungen entnommen. Die Strukturierung des Heftes folgt dabei der Vorgängerausgabe „Corona-Pandemie. Krise als Herausforderung“.

Mittlerweile ist klar, dass es sich bei der Pandemie nicht um ein kurzfristiges, schnell vorübergehendes Phänomen handelt, sondern das Corona-Virus ein Faktum ist, mit dem wir längerfristig leben müssen.

Erst die Finanzkrise 2008, dann die sogenannte „Flüchtlingskrise“ mit ihrem Höhepunkt 2015, die sich ständig verschärfende Klimakrise und nun eine Gesundheitskrise. Um es mit Hans-Jürgen Burchardt zu sagen: „Wir entscheiden heute, welche Geschichte es einmal zu erzählen gibt. Darum gilt jetzt: Corona-Zeit ist Wendezeit!“

Der erste Teil „Leben mit Corona“ (TAUWETTER 2/2020) ist eine Zusammenfassung dessen, was wir gerade erleben. Der zweite Teil „Leben nach Corona“ dieser Ausgabe greift Gedanken derer auf, die sich mit der Zeit nach der Pandemie beschäftigen und der Frage, was wir aus der Krise lernen können und verändern müssen.

„Können wir nicht von einer neuen Sicht von Arbeit und Wirtschaft träumen, die integrativer und solidarischer ist und in der die Seele und Verletzlichkeit die fruchtbaren Grundlagen bilden?“ fragt Michael Antony Perry, der Generalminister der Franziskaner in seinem Brief an die Klarissen zum Klarafest am 11. August 2020.

Können wir und tun wir hiermit, wenngleich klar ist, dass sich noch weit-
aus mehr als die 22 Millionen Menschen mit Covid-19 anstecken werden und
viele weitere über die 775.000 Toten hinaus sterben werden, die nachweislich
bis Mitte August weltweit an oder mit dem Virus gestorben sind. In Deutsch-
land haben es von 230.000 Infizierten rund 9.200 nicht überlebt.

Lasst uns nicht nur träumen, sondern trotz coronabedingter Einschrän-
kungen mitbauen an einer neuen Welt!

Eine inspirierende Lektüre wünscht

Ihre Tauwetter-Redaktion

Inhalt

Editorial	3
DIE CORONA-PANDEMIE – KRISE ALS KAIROS	
B. DAS LEBEN NACH CORONA	8
Stefan Federbusch ofm	
CORONA – EINSTIEG	
I. Corona. Die Bifurkation	8
II. Corona. Die zweite Welle	10
CORONA – MEDIZINISCH	
III. Corona. Das Gesundheitswesen	10
IV. Corona. Die Bewältigung	12
V. Corona. Das Coping-Gefühl	13
CORONA – POLITISCH-ÖKOLOGISCH	
VI. Corona. Die Utopie	14
VII. Corona. Die Globalisierung	15
VIII. Corona. Die Gemeinwohlorientierung	16
IX. Corona. Das Grundeinkommen	18
X. Corona. Der Schuldenerlass	18
XI. Corona. Der Klimaschutz	20
XII. Corona. Der Regenwald als Common Good	22
XIII. Corona. Die Landwirtschaft	22
CORONA – SOZIAL-PSYCHOLOGISCH	
XIV. Corona. Das gute Leben	23
XV. Corona. Die Sorge-Arbeit	24
XVI. Corona. Vom Dringlichen zum Wichtigen	25
XVII. Corona. Der Umgang mit Zeit	26
XVIII. Corona. Der soziale Zusammenhalt	27

CORONA – THEOLOGISCH

XIX.	Corona. Das Schweigen der Kirche	28
XX.	Corona. Die Gottesfrage	30
XXI.	Corona. Die Kirchenentwicklung	32
XXII.	Corona. Neue liturgische Formen	32
XXIII.	Corona. Die Kirche für Suchende	33
XXIV.	Corona. Die Hauskirche	34
XXV.	Corona. Der Riss in allem	35
XXVI.	Corona. Die Pastoralmacht	37
XXVII.	Corona. Die Kirchensteuer	38
XXVIII.	Corona. Palliative Ekklesiologie	39

EINSCHÄTZUNGEN – IMPULSE – KOMMENTARE

A.	Theologisches Feuilleton www.feinschwarz.de	41
B.	Queres aus der Quarantäne Dr. Thorsten Latzel	41
C.	Suchen und Glauben – Chancen in der Kirche P. Hubert Lenz SAC	42
D.	Theologische Schlaglichter auf Corona Theologische Fakultät Erfurt	42
E.	Worte zur Corona-Krise Prof. Dr. Hermann Häring	42
F.	Corona-Notizen Günther M. Doliwa	45
G.	Was ich durch die Corona-Pandemie gelernt habe Thomas Tauchnitz	46
H.	Fülle in der verordneten Leere Ordensfrauen für Menschenwürde	50
	Kunst und Kultur	58
	Schlusssteine	60
	Literatur	62

Die Corona-Pandemie – Krise als Kairos

Stefan Federbusch ofm

B. DAS LEBEN NACH CORONA

CORONA – EINSTIEG

I. Corona. Die Bifurkation.

Die Welt nach Corona wird eine andere sein.

(Frank Walter Steinmeier, Bundespräsident)

Was kommt nach Corona? Eine Frage, die viele umtreibt. Wird alles so weiter gehen wie vor der Pandemie? Werden wir bewusst Dinge ändern, weil sie sich als negativ erwiesen haben? Werden wir Dinge beibehalten, die wir in der Krise als positiv entwickelt haben?

Zukunftsforscher sprechen von einer Bifurkation. Wieder so ein neues Wort. Es bezeichnet historische Momente, in denen die Zukunft ihre Richtung ändert. Diese Zeiten seien jetzt. Eine solche Tiefenkrise wie die Corona-Pandemie führe zwangsläufig zu gesellschaftlichen Veränderungen. Wie diese aussehen, bleibt spekulativ. Dass eine ganze Reihe von Menschen – wie ich auch – neue technische Möglichkeiten erkundet, ausprobiert und für gut befunden haben, die dann nach Corona weiterhin zum Einsatz kommen,

braucht keine große prophetische Vorhersagekraft. Ob wir aber genauso viel und ebenso intensiv wie jetzt kommunizieren, miteinander telefonieren, Videokonferenzen abhalten usw. sei einmal dahingestellt. Ebenso offen scheint mir die Frage, ob der Mehrwert des „Humanen“ erhalten bleibt oder die Formen der Solidarität doch wieder einer technischen Priorisierung weichen werden. Auch der Begriff der „Systemrelevanz“ ist umstritten. „Den Begriff Systemrelevanz müssen kluge und insbesondere freiheitlich gesinnte Menschen ablehnen. Wir leben nicht in einem System, sondern in vielen Systemen gleichzeitig. Anstelle des Singulars wäre der Plural angemessen, der der Pluralität unserer Lebensformen entspricht. System – das wirkt statisch. Das Wort suggeriert, dass der Status quo gut ist und erhalten werden muss. Auch nach einer Krise. Dabei gibt es durchaus Systeme, in denen ich möchte, dass das Morgen besser ist als das Heute und erst recht besser als das gestern“, so der Ökonom Clemens Christmann.

Der Sozialwissenschaftler Hans-Jürgen Urban sieht das grundlegende Problem in der immer wieder durchbrechenden „Sehnsucht nach der Normalität der guten alten Vorkrisenzeiten. Ob Vorhaben der Regierungen, ob Szenarien der Wirtschaftswissenschaften, ob Pläne von Theatern, Konzerthäusern oder anderen Einrichtungen, nahezu alle Entwürfe fragen nach Wegen zurück. Zurück zur wachsenden Wirtschaft, zum stabilen Arbeitsmarkt, zu verlässlichen Kultursubventionen, zum gewohnten Alltagsleben. Rückkehr wird geradezu zum Signum der Krisenpolitik. Doch die romantische Sehnsucht nach den alten Zuständen ist fatal. Offenbar verklärt der Blick aus dem Auge des Orkans die Vergangenheit. Der deutsche Vorkrisenkapitalismus taugt nicht als konkrete Utopie fortschrittlicher Politik. Soziale Ungleichheit, Klimakrise, Rechtspopulismus und andere Missstände sollten auch im Angesicht der Krise nicht so schnell in Vergessenheit geraten.“

Urban sieht in der Corona-Krise ein Momentum, eine Übergangsphase („critical junctures“), in denen Krisenschocks helfen, Reformwiderstände zu überwinden und Pfadwechsel einzuleiten. Nur brauche es dazu die passenden Akteure. „... die schlichte Rückkehr zum Bekannten taugt eben auch nicht als Zukunftsvision. Ein durchgreifender sozial-ökologischer Reformismus muss die Weichen in Richtung Sozialschutz und ökologische Wirtschaftsdemokratie stellen. Mut zur Kapitalismuskritik ist hier gefragt.“

II. Corona. Die zweite Welle.

Eine Dauerwelle, die immer wieder hoch- und runtergeht.

(Hendrik Streeck, Virologe)

Ob und wann eine „zweite Welle“ in Deutschland kommt, weiß derzeit niemand. Im August sind die Infektionszahlen wieder massiv gestiegen. Zum Teil bis zu 2.000 Neuinfektionen pro Tag. Die Konsequenzen von Maßnahmen zeigen sich aufgrund der Inkubationszeit mit einer Zeitverzögerung von etwa zwei Wochen. Zudem könnte sich eine ähnliche Entwicklung wie bei Grippewellen ergeben: im Winter deutlich erhöht, im Sommer abgeflacht. Dies liegt daran, dass Coronaviren einsträngige Ribonukleinsäure (RNA) aufweisen statt doppelsträngiger DNA als Erbgut. RNA ist instabiler gegen Hitze und UV-Strahlung. Zudem funktioniert das menschliche Immunsystem im Winter bei kälterer Luft schlechter als bei warmen Temperaturen. Komplex wird es dann, wenn sich ab Herbst Menschen mit einem Grippevirus und Sars-CoV-2 gleichzeitig anstecken. Das Vorgängervirus Sars-1 verschwand im Sommer, weil es direkt in die tieferen Atemwege gewandert ist und sich weniger verbreiten konnte. Sars-2 verbleibt eher in den oberen Atemwegen und wird daher leichter wiederkommen. Einige Länder wie Südkorea, Israel oder Australien erleben bereits die zweite Welle, was ein Auftreten auch in anderen Regionen wahrscheinlich macht.

CORONA – MEDIZINISCH

III. Corona. Das Gesundheitswesen.

Wenn die Politik bereit ist zu erkennen, was sie für Fehlentscheidungen getroffen hat, dann wird auch der Wille da sein, etwas zu ändern.

(Pedram Emami, Präsident der Hamburger Ärztekammer)

In der Coronakrise ist die Bedeutung eines funktionierenden Gesundheitssystems überdeutlich geworden. In Deutschland können wir uns glück-

lich schätzen, ein solches zu besitzen. Doch auch und gerade in diesem Bereich ist die stetige Kommerzialisierung und Privatisierung kritisch zu sehen. Bis 1985 dürften Krankenhäuser und Pflegeheime keine Gewinne machen. Seit den 90er-Jahren wurden sie zunehmend privatisiert und auf Profit getrimmt. Personal wurde abgebaut und chronisch unterbezahlt. Das System der Fallpauschalen hat zu Einseitigkeiten und Fehlentwicklungen geführt. Für den Chirurgen und Publizisten Bernd Hontschik hat sich das Gesundheitswesen zu einer Gesundheitswirtschaft entwickelt. Die Medizin wird Mittel zum Zweck der Dividenden. Er fordert eine Enteignung und den Rückkauf der Klinikkonzerne, da die Daseinsvorsorge in die Hand des Staates gehöre. Flächentarifverträge hätten für eine angemessene Bezahlung zu sorgen. Er votiert für eine Bürgerversicherung mit solidarischer Finanzierung, die Beendigung der Trennung zwischen stationärer und ambulanter Versorgung sowie die Neuorganisation des Pharmabereichs.

Stellvertretend für die Überlebenden sei Ludger Verst zitiert, Diözesanbeauftragter für Lehrerfortbildung in Mainz, der zu den schwer Erkrankten zählte. „Vielleicht ist dies die nachhaltigste Erfahrung aus meinem Kampf gegen das Coronavirus: du bist, wenn es ums Ganze geht, nicht allein. Wenn dir die Luft ausgeht, wirst du von anderen ins Leben geatmet, „inspiriert“... Ich erlebe mein Krankenzimmer im Rückblick als einen ebenso therapeutischen wie heilenden Raum, als einen Begegnungsraum mit dem Göttlichen: hell und dunkel, angstvoll und mutig, kraftvoll und schwach. Gott ist's, „der allen das Leben, den Atem und alles gibt (...); keinem von uns ist er fern. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir (...). Wir sind von seiner Art“ (Apg 17,25; 27b-28). Kraft gegeben haben ihm Worte von Patrick Roth zum 23. Psalm, die auf Youtube abrufbar sind. „Selbst die Gefahr in finsterner Schlucht ist von seiner Art. Mein Hindurchgehen ist mir zum Ausdruck meines Vertrauens geworden, dass es weitergeht, dass es einen Punkt gibt, auf den ich zugehen, auf eine Kraft, die meine Entwicklung steuert“ (Der Sonntag, 28. Juli 2020, 3).

Den Wettlauf um die erste Zulassung eines Corona-Impfstoffes gewann Russland mit „Sputnik V“. Allerdings nur, weil Präsident Wladimir Putin per Dekret den langen Prozess der klinischen Testphase beendet hat. Nach Anga-

ben der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gibt es weltweit derzeit 160 Testreihen. Von den mehr als 20 Stoffen, die Mitte August klinische Tests an Menschen durchlaufen, stammen acht aus China. Drei davon befinden sich bereits in der finalen dritten Testphase. Firmen, die einen Impfstoff auf Basis von mRNA-Technologie entwickeln – wie Moderna in den USA oder Cureva aus Tübingen und BioNTech aus Mainz – werden eher in der Lage sein, die benötigten riesigen Mengen zu produzieren.

IV. Corona. Die Bewältigung.

Wir sehnen uns nach einer Rückkehr zu dem, was wir Normalität nennen. Dabei orientieren wir unsere Zukunft an unserer Vergangenheit. Wir weigern uns anzuerkennen, dass es einen Bruch gibt. Aber es gibt ihn. Und doch eröffnet uns die schreckliche Verzweiflung über diesen Bruch die Chance, über die Weltvernichtungsmaschinerie nachzudenken, die wir selbst gebaut haben. Unter diesen Bedingungen wäre nichts schlimmer als die Rückkehr zur Normalität.

(Arundhati Roy, indische Schriftstellerin,
Drehbuchautorin, politische Aktivistin und Globalisierungskritikerin)

Die Ärztin Monika Langeh aus Neu Delhi hat ein Drei-Stufen-Modell entwickelt unter der Frage „Wer will ich sein während Covid-19?“ Die Angstphase ist geprägt von Hamsterverhalten, Reizbarkeit, Angstverbreitung, Beschwerden. Ich verhalte mich wie ein Opfer und suche Schuldige. Die Lernphase ist bestimmt von Aussagen wie: Ich beginne die Dinge aufzugeben, die ich ohnehin nicht kontrollieren kann. Ich höre auf, zwanghaft Dinge zu konsumieren, die mir nicht guttun – vom Essen bis Nachrichten. Ich kann meine Gefühle wieder kontrollieren. Ich analysiere die Situation und fange an Pläne zu machen. Ich überprüfe Informationen, bevor ich sie verbreite. Ich nehme wahr, dass jeder sein Bestes gibt. In der Wachstumsphase gilt: Ich denke an andere und überlege, wie ich helfen kann. Ich stelle meine Fähigkeiten anderen zur Verfügung. Ich danke anderen und wertschätze ihre Leistung. Ich lebe im Jetzt und fokussiere mich auf die Zukunft. Ich arbeite an der eigenen Ausgeglichenheit und gebe anderen Hoffnung. Ich lerne aus den neuen Anforderungen. Ich gestalte mein Leben.

V. Corona. Das Coping-Gefühl.

Historisch haben Pandemien die Menschen immer dazu gezwungen, mit der Vergangenheit zu brechen und sich die Welt neu vorzustellen. Die Corona-Pandemie macht da keinen Unterschied. Sie öffnet ein Portal, ein Tor zwischen dieser Welt und der nächsten. Wir können uns entscheiden, durch dieses Tor zu gehen und die Kadaver unserer Vorurteile, unseres Hasses, unserer Habsucht, unserer Datenbanken, unserer toten Ideen, unserer verdreckten Flüsse, unserer rauchverhangenen Himmel mitzuschleppen. Oder wir können mit Leichtigkeit durchgehen, mit kleinem Gepäck und bereit sein, um eine andere, eine bessere Welt vorzustellen. Und für sie zu kämpfen.

(Arundhati Roy, indische Schriftstellerin,
Drehbuchautorin, politische Aktivistin und Globalisierungskritikerin)

Der Zukunftsforscher Matthias Horx war einer der ersten, der mit Zukunftsszenarien aufwartete. Er spricht vom „Coping-Gefühl: Die Welt wirkt wieder jung und frisch und wir sind plötzlich voller Tatendrang. Coping heißt: bewältigen. Neurobiologisch wird dabei das Angst-Adrenalin durch Dopamin ersetzt, eine Art körpereigener Zukunfts-Droge. Während uns Adrenalin zu Flucht oder Kampf anleitet (was auf dem Zahnarztstuhl nicht so richtig produktiv ist, ebenso wenig wie beim Kampf gegen Corona), öffnet Dopamin unsere Hirnsynapsen: Wir sind gespannt auf das Kommende, neugierig, vorausschauend. Wenn wir einen gesunden Dopamin-Spiegel haben, schmieden wir Pläne, haben Visionen, die uns in die vorausschauende Handlung bringen. Erstaunlicherweise machen viele in der Corona-Krise genau diese Erfahrung. Aus einem massiven Kontrollverlust wird plötzlich ein regelrechter Rausch des Positiven. Nach einer Zeit der Fassungslosigkeit und Angst entsteht eine innere Kraft. Die Welt »endet«, aber in der Erfahrung, dass wir immer noch da sind, entsteht eine Art Neu-Sein im Inneren... So erweist sich: Wandel beginnt als verändertes Muster von Erwartungen, von Wahr-Nehmungen und Welt-Verbindungen. Dabei ist es manchmal gerade der Bruch mit den Routinen, dem Gewohnten, der unseren Zukunfts-Sinn wieder freisetzt. Die Vorstellung und Gewissheit, dass alles ganz anders sein könnte – auch im Besseren... Vielleicht war der Virus nur ein Sendbote aus der Zukunft. Seine drastische Botschaft lautet: Die menschliche Zivilisation ist zu dicht, zu schnell, zu überhitzt geworden. Sie rast zu sehr in eine bestimmte Richtung, in der es keine Zukunft

gibt. Aber sie kann sich neu erfinden. System reset. Cool down! Musik auf den Balkonen! So geht Zukunft.“ Ob Horx mit seiner Re-Gnose, seiner Rückschau von der Zukunft ins Heute, richtigliegt, muss sich noch erweisen. Manches scheint schon jetzt allzu optimistisch beurteilt, denn Corona wird so schnell nicht verschwinden und ein Impfstoff ist vorerst noch nicht zu erwarten. Es wird somit im Herbst keine vollen Fußball-Stadien und keine Massenevents wie das Oktoberfest geben. [vgl. <https://www.horx.com/48-die-welt-nach-corona/>]

CORONA – POLITISCH-ÖKOLOGISCH

VI. Corona. Die Utopie.

Es brauchte offenbar ein tödliches Virus, um zu erkennen, dass der herrschende Neoliberalismus und die daraus resultierende Politik großen Krisen nicht gewachsen sind.

(Wolfgang Kessler, Journalist)

Laut dem SPD-Politiker Gerd Weisskirchen (FR 20.05.2020) gibt es vier Szenarien, mit der derzeitigen Situation umzugehen: Dystopie, Pessimismus, Optimismus und Utopie. Während die beiden ersten die Menschheit in tiefe Konflikte führen, gewinnen wir mit den beiden letzteren an Humanität und werden uns unserer globalen Verantwortung bewusst. Dazu bedarf es einer wachsenden Beteiligung einer wachen Bürgerschaft. „Allein der demokratische und soziale Rechtsstaat vermag es, existentielle Krisen angemessen zu begegnen.“ Die Dystopie beruht auf dem Versagen der staatlichen Institutionen, die zu einem Kollaps der bisherigen Ordnungen führt, zu nationalistischen Abschottungen und dem Auseinanderbrechen der europäischen Gemeinschaft. Der Pessimismus beruht auf einem „Weiter so“ nach der Krise, der die Wirtschaft weitestgehend dereguliert, um die Produktion und Konsumption bruchlos rasch wieder aufzuholen. Die Kluft zwischen Gewinnern und Verlierern verstärkt sich. Der Optimismus setzt auf globale Vernetzung, die die Entwicklung eines Impfstoffes und neue medizinische Therapien

ermöglicht. Die Vereinten Nationen werden gestärkt, ebenso die EU, weil sie zwei neue Reformprojekte vorantreiben konnte: „Sie hat eine sozial-ökologische Transformation initiiert und sie bindet ihr künftiges Schicksal an den Grundwert Solidarität“. In der Utopie wandelt sich die EU zu den „Verinigten Staaten von Europa“. Sie organisiert eine „Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit“, um eine neue Friedensordnung im Nahen Osten zu erreichen sowie eine neue Wirtschaftsordnung im Rahmen der Organisation für Zusammenarbeit und Entwicklung in Europa (OECD).

VII. Corona. Die Globalisierung.

Die Corona-Krise ist ein Weckruf, mit Natur und Umwelt anders umzugehen. Deswegen können wir nicht einfach zur Normalität der Globalisierung zurückkehren. Die Immer-Weiter-Schneller-Mehr-Kapitalismus muss aufhören.

(Gerd Müller, Bundesentwicklungsminister)

Die Corona-Krise werde „die Natur der Globalisierung, wie wir sie seit 40 Jahren kennen, verändern“ verkündete Frankreichs Präsident Emmanuel Macron. Gefordert wurden verkürzte und diversifizierte Lieferketten und der Aufbau regionaler Strukturen, um die Abhängigkeit von Asien, insbesondere von China zu verringern. Dies betrifft beispielsweise Arzneimittel, die größtenteils in China und Indien produziert werden. China ist bislang Deutschlands wichtigster Handels- und Importpartner. Das Prinzip der „Just in time“ – Produktion ohne Lagerhaltung wird überprüft.

Robert Habeck, der Vorsitzende der Grünen, schrieb noch relativ am Anfang der Krise: „Deutlich wird in diesen Tagen, dass gar nicht stimmt, was Ökonomen und vielleicht wir selbst uns eingeredet haben, nämlich, dass wir eine Gesellschaft der Konkurrenz sind. Es ist nicht Konkurrenz, es ist Kooperation, die unsere Gesellschaft ausmacht. Das Miteinander. Die Begegnung. Und jetzt, wo all das eben keine Selbstverständlichkeit mehr ist, spürt man, wie wertvoll es ist. Die Ausnahme muss Ausnahme bleiben ...“

Wer von schrumpfender Wirtschaft träumt, der kann jetzt am Realbeispiel erleben, was es bedeutet, wenn Aufträge einbrechen und Löhne nicht mehr

gezahlt werden, wenn Selbständige, kleine Betriebe Angst vor der Pleite haben, wenn Arbeitslosigkeit, Entlassungen, soziale Not zunehmen. Und wenn Politik dauerhaft im Ausnahmezustand handeln würde, Freiheitsrechte beschränken würde, dann verlören wir, was uns stark macht. Wir müssen das Klima retten, aber nicht auf Kosten all dessen, was eine demokratische Gesellschaft ausmacht ...

Richtig ist, die richtigen Lehren aus dem Virus-Geschehen zu ziehen. So, wie wir nach der Finanzkrise 2008 und der Eurokrise lernten, dass ein globaler, unregelter Finanzmarkt katastrophale Folgen haben kann und Regeln zur Finanzmarktstabilität einführten: Eigenkapitalausstattung, Trennung von Bankfeldern. So müssen wir solche Konsequenzen auch für die Realwirtschaft ziehen. Wir sollten strukturelle wirtschaftliche Abhängigkeiten reduzieren, nationale quasi-Monopolstellungen vermeiden. Diversifizierung statt Monopole ist das Motto. Autarkie hingegen ist eine Illusion und Isolationismus gefährlich. Produktionskapazitäten für medizinische Präparate oder chemische Grundsubstanzen sollten ebenso diversifiziert werden wie die Energieversorgung und so verfügbar sein wie Lebensmittel. Das ist keine Absage an globale Kooperation. Aber eine gewisse Regionalisierung der Realwirtschaft in kritischen Bereichen ist angezeigt. Der Markt allein kann das nicht richten.“

(<https://www.robert-habeck.de/texte/blog/nach-corona-was-wir-vermisst-haben-werden>)

VIII. Corona. Die Gemeinwohlorientierung.

Eine Wirtschaft, die sich am Gemeinwohl orientiert, ist die einzige Lösung, um künftigen Generationen einen gesunden und bewohnbaren Planeten zu hinterlassen.

(Daniela von Pfulstein)

„Die Welt hat genug für die Bedürfnisse eines jeden Menschen, aber nicht genug für die Gier eines jeden“, so hat es treffend Mahatma Gandhi, der geistige und politische Anführer der indischen Unabhängigkeitsbewegung auf den Punkt gebracht. Doch wie kann ein neues Gemeinwohl nach Corona aussehen?

Katja Kipping, Vorsitzende von Die Linke, fordert eine Neuausrichtung der staatlichen Lenkungsinstrumente. „Aus dieser Erkenntnis folgt für mich, dass wir das, was wirklich systemrelevant ist, nicht mehr dem Markt überlassen. Deshalb streite ich für eine universelle Grundversorgung, die nicht auf Markt, Privat und Profit setzt, sondern sich am Gemeinwohl orientiert. Manche verwenden dafür auch den Begriff Infrastruktursozialismus. Dies betrifft die Bereiche Gesundheit, Mobilität, Bildung, Pflege und Wohnen. Solch eine Grundversorgung bedeutet, dass die öffentliche Hand in die Lage versetzt wird, ausreichend bezahlbaren Wohnraum, flächendeckenden gebührenfreien Bus- und Bahnverkehr, Barrierefreiheit, wohnortnahe und gebührenfreie Kita-Plätze, Breitband für alle sowie eine angemessene Gesundheitsversorgung auch in den ländlichen Regionen zur Verfügung zu stellen.“

Hans-Jürgen Burchardt antwortet als Professor für Gesellschaftswissenschaften darauf so: „Aus dem Leitbild des Zeitwohlstandes lässt sich ein konkretes Programm für eine politische Erneuerung ableiten: Zeitpolitik, die öffentlich und partizipativ auf die zeitlichen Strukturen der Menschen Einfluss nimmt, um ihre Chancen auf ein gutes Leben zu erhöhen. Hierbei sind verschiedene Politikfelder identifizierbar: Zeitpolitiken sind gut geeignet, Erwerbstätigkeit und häusliche Arbeit gleichzustellen und Pflege so aufzuwerten, dass die Elternrolle sowie Kranken- und Altenpflege mit Erwerbsarbeit in Einklang gebracht werden kann. Hier sind Regelungen der Lebensarbeitszeit beziehungsweise der Versorgungs- und Rentenansprüche oder die Gestaltung von Altersteilzeit konkrete Instrumente. Eine Erweiterung öffentlicher Infrastruktur und Programme – wie bessere Kinderbetreuung und Altenpflege, nicht karrierehemmende Eltern- oder Pflegezeiten – sind ein weiteres Gebot der Stunde. Die provokante Frage, warum wir Menschen, denen wir unsere Kinder oder Alten anvertrauen, weniger Geld zahlen als jenen, denen wir unser Geld überlassen, weist ebenso auf fehlenden Zeitwohlstand wie auf fehlende Lösungen hin: Reproduktive Tätigkeiten sind heute weltweit entwertet und können über Zeitpolitik endlich vollwertig anerkannt werden. Erst die Corona-Krise schreibt diesen Tätigkeiten die Bedeutung zu, die sie für uns alle schon immer hatten: sie sind ‚systemrelevant‘ ... Der Staat kann die Phase des massiven Home-Office nutzen, über den normsetzenden öffentlichen Dienst zeitpolitische Maßnahmen breitwirksam in die Arbeitswelt einzuführen. Vorschläge sind die „kurze Vollzeit für Alle“, „Lebensarbeitszeit-Konten“, die mit Blick auf Vereinbarkeit von Beruf und

Familie noch zu wenig ausgereizten „Teilzeitgesetze“ oder Rechte auf temporäre Freistellungen. Studien aus Deutschland belegen, dass bereits heute viele Arbeitnehmer statt mehr Geld mehr freie Zeit als Leistungsanreiz bevorzugen.“

IX. Corona. Das Grundeinkommen.

Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle würde diese [coronabedingten] Unterschiede eher verstärken.

Besser wäre ein bedingtes Grundeinkommen ...

(Wolfgang Kessler, Journalist)

Schon lange wird intensiv um das Für und Wider der Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens gestritten. In Finnland erhielten von Anfang 2017 bis Ende 2018 2000 ausgeloste Arbeitslose monatlich 560 Euro vom Staat – ohne Bedingungen. Das Ergebnis: Die Teilnehmenden haben einige Tage mehr gearbeitet als die Vergleichsgruppe. Sie waren zufriedener, empfanden weniger Stress und beurteilten ihre finanzielle Situation positiver. In Deutschland wird die Einführung eines Grundeinkommens in mehreren Petitionen gefordert, die hunderttausende Bundesbürger unterstützen. In Hamburg reichte die Initiative „Expedition Grundeinkommen“ mehr als 10.000 Unterschriften beim Senat ein. Dieser muss sich nun damit beschäftigen, einen Modellversuch zum Grundeinkommen durchzuführen. Mitte Mai 2020 sprachen sich 20 Organisationen und 160 Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Kirchen und der Zivilgesellschaft für eine ernsthafte Debatte zur Einführung des Grundeinkommens in Deutschland aus.

X. Corona. Der Schuldenerlass.

Der Coronavirus trifft uns alle – doch er trifft uns nicht alle gleich. Staaten im Globalen Süden stehen dabei vor besonderen Herausforderungen. Welche Auswirkungen hat die Pandemie für Staaten wie Kenia, die wirtschaftlich stark vom Tourismus abhängig sind? Was passiert, wenn die Corona-bedingte globale Rezession Staaten trifft, die bereits vorher hoch verschuldet waren?

(www.erlassjahr.de)

Der britische Autor und TV-Journalist Paul Mason (FR 09.05.2020) weist darauf hin, dass die globale Schuldenquote heute 322 Prozent des Bruttoinlandsprodukts beträgt. Seit der Finanzkrise 2008 sei die Gesamtverschuldung von Haushalten, Unternehmen und Staaten um 87 Billionen Dollar gestiegen und ist mit 255 Billionen Dollar dreimal so hoch wie das globale Bruttoinlandsprodukt. Er fragt: „Was ist die künftige Quote des Reichtums, aus der wir die Schulden zurückzahlen wollen?“ Seine Prognose: „Es wird weder genug Wachstum noch genug Wohlstand noch genug Dynamik geben, um diese Schulden schrumpfen zu lassen oder sie auch nur zu stabilisieren.“ Seine Vision: „Wir werden aus dieser Krise mit einer stark staatlich geprägten Wirtschaft hervorgehen. Mit einem neuen Verständnis kollektiver statt individueller Bedürfnisse.“ Die Frage der Staatsverschuldung ist auch eine Frage der Gerechtigkeit für zukünftige Generationen, denen wir die Last aufbürden.

Zu betrachten ist auch die bereits bestehende Staatsverschuldung der so genannten „Entwicklungsländer“. Laut erlassjahr.de sind 124 von ihnen kritisch bis sehr kritisch verschuldet. Mittlerweile rollt die vierte Welle von Staatsschulden über den Globus. Am 15. April haben die G 20 den 73 ärmsten Ländern ein Moratorium, d.h. die Aussetzung des Schuldendienstes 2020 gewährt. [vgl. Corona und die Schuldenkrise: <https://www.youtube.com/watch?v=QVSEQbMlcaw>]

Dies reicht jedoch bei weitem nicht aus. Es bedarf konsequenter Schuldenstreichungen, da zahlreiche Länder beispielsweise in Afrika nicht nur unter Corona, sondern zusätzlich unter weiteren Seuchen, Heuschreckenplagen, Überschwemmungen und Dürren und damit verbundenem Hunger und fehlender medizinischer Versorgung leiden. Insbesondere dann, wenn Klimakatastrophen auf fragile Volkswirtschaften in hochverschuldeten Staaten treffen, die die Folgen der Katastrophen kaum stemmen können. Diese Staaten, die selbst kaum Verursacher, aber oft in dramatischer Weise Opfer der Klimakrise sind, verdienen unsere unbedingte Solidarität. [vgl. <https://erlassjahr.de/kampagne/klimagerechtigkeit-braucht-entschuldung/>]

XI. Corona. Der Klimaschutz.

Der Kampf gegen die Pandemie darf jetzt keine Ausrede für einen nachlassenden Kampf gegen den Klimawandel sein.

(Ola Källenius, Vorstandsvorsitzender der Daimler-AG)

Einer Umfrage der forsa Politik- und Sozialforschung (Berlin) zufolge halten 60 Prozent der Bundesbürger die Klimakrise langfristig für gravierender als die Corona-Krise. Die Pandemie hat die Klimakrise fast völlig in den Hintergrund verdrängt. Durch das Herunterfahren der Wirtschaft und den verminderten Autoverkehr haben sich positive Effekte gezeigt wie ein verminderter Kohlendioxidausstoß. Deutschland wird seine Klimaziele für 2020 einigermaßen erreichen – aber nur dank Corona! Über sonst vermögten Regionen in Asien zeigte sich wieder blauer Himmel. Im April lag der globale Ausstoß 17 Prozent unter dem Vorjahreszeitraum, im ersten Halbjahr allerdings insgesamt nur bei rund 8,6 Prozent weniger. Auf's gesamte Jahr 2020 wird mit einem Minus von vier bis sieben Prozent gerechnet. Um das 1,5-Grad-Ziel von Paris zu erreichen, müsste der Kohlendioxidausstoß jährlich um 7,6 Prozent sinken. Doch nicht überall finden sich positive Indikatoren. Wegen Corona werden Teile des „Green Deal“ der EU-Kommission nach hinten verschoben, die die Kreislaufwirtschaft betreffen – der Verbraucherschutz und einheitliche Ladekabel für Elektrogeräte.

Der bereits oben erwähnte Chirurg und Publizist Bernd Hontschik stellte angesichts all der medizinischen (Schutz)Maßnahmen die Frage: „Haben wir jetzt also eine Gesundheitsdiktatur? War und ist nicht eigentlich die Klimakatastrophe die größte Bedrohung der Menschheit? Für die Rettung der Volkswirtschaften stellen Regierungen hunderte von Milliarden Euro bereit, es gäbe da keine Grenze nach oben. Woher kommt das ganze Geld plötzlich, und wo war es eigentlich bei der Diskussion um die lebensnotwendige Energiewende?“

Die Professorin für Energieökonomik und Nachhaltigkeit Claudia Kempfert (FR 16.05.2020) sieht die Chance, ein gesellschaftliches Update zu installieren, in dem Wirtschaft und Nachhaltigkeit Hand in Hand gehen. Die Energiewende sei die wichtigste Antwort auf die in aller Welt schwelenden Konflikte, den Terror, die Angst und die Armut. Investitionen müssen in erneuerbare, nicht mehr in fossile Energien fließen. Alle Produkte müssten nachhaltig und

recyclbar sein. In der Bewältigung der ersten Krise (Corona) müssen wir die zweite (Klima) gleich mit in Angriff nehmen. In der Corona-Krise zeigt sich, wie schnell vieles möglich wird, wie schnell Menschen lernen, wie schnell plötzlich viel Geld zur Verfügung steht. Mit einer starken Bürgerbeteiligung geht es um zukunftsfähige Modelle. „Jetzt geht es darum, Strukturen zu schaffen, um allen beteiligten Menschen Sicherheit zu geben, dass ihre Verhaltensänderung zugunsten des Klimas keine negativen Auswirkungen auf ihre soziale Teilhabe oder ihre Mobilität hat.“ Ihre Vision: „Die Zukunft ist demokratisch, divers, vernetzt, intelligent, partizipativ, resilient, grün, zirkulär. Gesünder, gesellschaftlicher, glücklicher.“

Ähnlich sieht es Hans-Jürgen Urban (FR 8.05.2020): „Der Shutdown der Ökonomie mit seinen ökonomischen Verwerfungen, sozialen Kosten und absehbaren Wiederanlaufkonflikten ist keine positive Blaupause für die ökologische Transformation... Der Kampf gegen Corona ist ein befristetes Notmanöver mit riskanten Eingriffen in Gesetzgebung, Bürgerrechte und Alltagsleben. Die sozial-ökologische Transformation muss hingegen als dauerhafter und vor allem demokratischer Prozess konzipiert werden.... Zugleich wird die Vermeidung eines absehbaren, aber fatalen Zielkonflikts die eigentliche Herausforderung sein. Finanzmittel, die in die Stabilisierung von Wirtschaft und Arbeitsplätzen fließen, stehen für ihre Ökologisierung nicht mehr zur Verfügung. Es droht eine Mittelkonkurrenz zwischen Krisen- und Klimaschutz. Vermieden werden kann sie, wenn die Stabilisierungsinvestitionen mit einem ökologischen Mehrwert einhergehen. Dieser muss Ziel öffentlicher und öffentlich geförderter Investitionen werden. Etwa solche in klimaschonende Infrastrukturen, energiesparende und emissionsvermeidende Produktionsverfahren und naturverträgliche Produkte. Noch profitable Unternehmen und Vermögende müssen sich an der Finanzierung beteiligen und Dividenden in unterstützten Unternehmen ausgesetzt werden. Notwendig sind grundlegende Korrekturen in den Produktions- und Verteilungsverhältnissen. Hier versagt der Markt. Politische Interventionen etwa durch Schadstoffgrenzen und Produktaufgaben sind unverzichtbar. Aber auch Eingriffe in die Eigentums- und Verfügungsrechte. Gelten muss: Wo öffentliches Geld fließt, muss öffentliches Eigentum entstehen und öffentliche Einflussnahme folgen. Schon die Miteigentümerschaft der öffentlichen Hand ermöglicht Einflussnahme auf Unternehmenspolitiken.“

Klimaschutz ist nicht umsonst zu bekommen. Es braucht Einschränkungen. Daher muss das Klimapaket von Dezember 2019 zwingend umgesetzt werden. Das im Juni 2020 verabschiedete Konjunkturprogramm beinhaltet zu wenige Aspekte zum Klimaschutz, beispielsweise fehlen finanzielle Mittel für die klimagerechte Gebäudesanierung. Auch muss die Mobilitätswende sehr viel breiter angelegt werden als eine ausschließliche Förderung der Elektromobilität und der Automobilindustrie.

XII. Corona. Der Regenwald als Common Good.

Wir müssen den metabolischen Riss heilen, der unsere Ökologie von unserer Wirtschaft trennt. Kurz gesagt: Wir haben eine Welt zu gewinnen.

(Rob Wallace, Biologe)

2019 sind rund 11,9 Mio. Hektar tropischer Urwald abgeholzt oder abgebrannt worden, davon 3,8 Mio. Hektar für die Biodiversität besonders kostbarer Primärwald. Dies entspricht einem Fußballfeld alle sechs Sekunden. Besonders akut ist dies in Brasilien (1,4 Mio. Hektar), Indonesien (324.000 Hektar) und Kongo (475.000 Hektar). So beschleunigte sich beispielsweise die Vernichtung des tropischen Regenwaldes in Brasilien. Von Januar bis März 2020 lag die Abholzungsquote um 50 Prozent höher als im Vorjahreszeitraum. Der Amazonas-Regenwald ist in Brasilien bereits zu rund 17 Prozent zerstört. Die Entwaldung umfasst mehr als 10.000 Quadratkilometer. Durch Brände gingen riesige Waldflächen in Australien und Bolivien verloren. Die Weltgemeinschaft muss sich darauf verständigen, dass der Regenwald nicht nur ein nationales Gut ist, sondern ein „Common“, ein Gemeinwohlgut, wie dies Papst Franziskus in seiner Enzyklika Laudato si benannt hat. Vielleicht nicht die beste Lösung, aber ein Ansatz: darüber zu diskutieren, wieviel einem Land gezahlt wird als Ausgleich, dass es seinen Wald nicht abholzt.

XIII. Corona. Die Landwirtschaft.

Denn auch wenn wir gar nicht verändern, verändert sich viel – nur nicht zum Guten. Unser Wirtschaftssystem steht nicht still, bis wir uns weitere dreißig Jahre darum

gestritten und schließlich geeinigt haben, welche minimalen Veränderungen wir uns leisten können – sofern sie unser blindes Wirtschaftswachstum nicht stören.

(Maja Göpel, Buchautorin)

Die Situation in den Schlachthöfen zeigt die Perversität des Systems. Die Journalistin und Buchautorin Kathrin Hartmann (FR 25.04.2020) verweist darauf, dass auf zwei Dritteln der landwirtschaftlichen Fläche in Deutschland Tierfutter angebaut wird, um die 200 Millionen Tiere für die Fleischproduktion zu ernähren. Dabei könnte sich Deutschland zu 93 Prozent selbst mit Nahrungsmitteln versorgen, würde die Fläche anders genutzt. So aber importiert unser Land Obst, Gemüse, Palmöl und Soja, die außerhalb auf einer Fläche doppelt so groß wie die Bundesrepublik gewachsen sind. Europa insgesamt beansprucht in anderen Kontinenten 1,5mal so viel wie seine Eigengröße für Importe. Flächen, die den Menschen vor Ort für eine kleinteilige, regionale und agrarökologische Bewirtschaftung zu ihrer eigenen Ernährungssicherheit fehlt. Zwar wächst der Anteil ökologisch bewirtschafteter Flächen in Deutschland kontinuierlich, ist aber immer noch zu gering. Es bedarf einer grundlegenden Reform des europäischen Subventionssystems für die Landwirtschaft, das noch immer konventionelle Großbetriebe bevorzugt.

CORONA SOZIAL-PSYCHOLOGISCH

XIV. Corona. Das gute Leben.

Was diese Krise in den Generationen, die noch keinen Krieg erleben mussten, jetzt in einer noch nie erlebten Wucht hervorbrechen lässt, ist die Frage danach, wofür es sich wirklich zu leben lohnt.

(Katharina Klöcker, Theologin und Journalistin)

Olivia Mitscherlich-Schönherr (FR 06.05.2020) verweist als philosophische Anthropologin auf den Begriff des Anthropozäns. Wir finden ein Ineinandergreifen von Lebenserhalt, Lebensbemächtigung und Lebensökonomisierung auch in der Corona-Krise. Das Leben wird um seines Erhalts willen immer

weiter in die menschliche Verfügungsmacht einbezogen. Dabei fällt die intensivmedizinische Betreuung nicht mehr notwendig mit einer entscheidenden Verbesserung des körper-leiblichen Gesamtbefindens zusammen. Auch die Formen der Solidarität seien ambivalent. Die laufen Gefahr, „in Mechanismen der Normalisierung und des Ausschlusses zu kippen: Wir drängen Menschen – insbesondere die vulnerablen Gruppen der Alten und Vorerkrankten – in die Vereinsamung, überlassen Kinder zerrütteten Familienstrukturen, zerstören die Existenzgrundlage vieler Berufsgruppen, vergessen die Flüchtlinge an der griechisch-türkischen Grenze und häufen Schuldenberge an, die unsere Kinder schultern müssen.“ Olivia Mitscherlich-Schönherr sieht in der Krise einen politischen Auftrag: „dass wir miteinander um eine Vervollkommnung unserer politischen Ordnung ringen, in deren Gestalt wir uns wechselseitig zum Verfolgen unserer pluralen Vorstellungen eines guten Lebens unter den Bedingungen des Anthropozäns befähigen.“ Sie plädiert für Sorge-Kultur an schwer kranken, alten und sterbenden Menschen. Ihre wirtschaftliche Vision ist eine demokratische Neuordnung der Wirtschaftspolitik, „die Umwelt- und Sozialstandards auf nationaler, europäischer und globaler Ebene durchsetzt“.

XV. Corona. Die Sorgearbeit.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger – ich lade Sie alle herzlich ein zur ökosozialen Neuordnung Deutschlands. Jetzt ist die beste Gelegenheit, die schädliche Hyperdynamik der konzerngesteuerten Globalisierung zu stoppen und eine neue Solidargemeinschaft zwischen Menschen und Natur zu gründen.

(Von der Publizistin Ute Scheub Bundeskanzlerin Angela Merkel für eine Rede nach der Corona-Pandemie in den Mund gelegt)

„Was wäre, wenn wir sorgende Tätigkeiten dauerhaft ins Zentrum unserer Gesellschaft stellen? Wie würden wir leben, arbeiten, miteinander und mit der Natur interagieren? ... Was wäre, wenn wir Sorgetätigkeiten dauerhaft gut entlohnen, ein bedingungsloses Grundeinkommen einführen, die Erwerbsarbeit erst auf 30, dann auf 20 Stunden in der Woche verkürzen, unser Steuersystem nach sozialen und ökologischen Kriterien ausrichten und den Klimaschutz ganz weit oben ansiedeln würden?“ So fragen die drei Transformationsforscher:innen Nilda Inkermann, Laima Eicke und Jonas Lange.

Denn die Privilegien und Profite der kapitalistisch-extraktivistischen Wirtschaft basieren auf der Ausbeutung und Auslagerung von sorgenden Tätigkeiten. Ein Schlüssel wäre eine neue Arbeitsteilung mit attraktiven Arbeitsbedingungen, ausgerichtet nicht an der Profitlogik, sondern am Gemeinwohl. Die Soziologin Frigga Haug hat vorgeschlagen, die Arbeitszeit gleichmäßig zwischen Sorgearbeit, politischem Engagement, kulturellem Schaffen und Erwerbsarbeit aufzuteilen. Das unternehmerische Handeln würde sich an der Sorgelogik ausrichten, Konjunkturpakete nur das fördern, was zukunftsfähig, nachhaltig und enkeltauglich ist. „Eine sorgende Gesellschaft betrachtet die Natur nicht als Müllhalde und Ressourcenlager, sondern erkennt sie als Mitwelt an ... Dementsprechend spielen beispielsweise Konzepte wie die Kreislaufwirtschaft und eine diverse, kleinbäuerliche Landwirtschaft eine zentrale Rolle.“

XVI. Corona. Vom Dringlichen zum Wichtigem.

Im Zuge der ökonomischen, technischen und politischen Veränderungen der neo-liberalen Globalisierung, welche die so erzeugten Steigerungs-Imperative umsetzte, nahmen die Prozess-, Kommunikations- und Informationsgeschwindigkeiten noch einmal rasant zu.

(Vera Kling und Hartmut Rosa, Soziologen)

Die Soziologen Vera Kling und Hartmut Rosa (FR 22.04.2020) gehen der Frage nach, wie sich strukturelle gesellschaftliche Steigerungszwänge in kulturelle Normen und Leitbilder übersetzen und auf der Ebene der Individuen mit psychodynamischen Prozessen verbinden. Der Virus hat etablierte Handlungsroutinen unterbrochen und zum Innehalten gezwungen. Er hat die Frage nach dem wirklich Wichtigem und dem nur Dringlichen aufgeworfen. In Zeiten von Beschleunigung und Effizienzsteigerung leerten sich die Terminkalender und änderten sich plötzlich die To-do-Listen. Moderne kapitalistische Gesellschaften vermögen sich nur dynamisch zu stabilisieren. „Das bedeutet, dass sie unaufhörlich wachsen, innovieren und eben beschleunigen müssen, um ihre institutionelle Struktur – die Arbeitsplätze, das Gesundheits- und Rentensystem, den Kulturbetrieb und so weiter – aufrechterhalten.“ Die äußeren Steigerungs-Imperative verbinden sich mit inneren Dispositionen zu einer beständigen Optimierungsorientierung, die auch die sozialen Bezie-

hungen prägt. Da die Dinge nach Dringlichkeit erledigt werden, kommt es schleichend zu einer Umwertung der Werte, zu einer Selbst-Entfremdung und einem Bedeutungsverlust von Beziehungen. Es kommt zu veränderten psychischen Dispositionen der Folgegeneration. „Ein Kernelement sorgen-der Beziehungen ist die „Gabe von Zeit“ und mit ihr die zweckfreie leibliche, mentale und emotionale Ko-Präsenz des Anderen: diese wird durch die Vorherrschaft von Dringlichkeit und Zeitknappheit erschwert.“ Corona bewirkt eine Art Moratorium. Ihre Vision: „Angesichts der problematischen Steigerungslogik der Spätmoderne sollte dabei nicht System-, sondern Lebensrelevanz das Kriterium sein. Die Analyse der systemischen Dringlichkeits- und Optimierungszwänge verdeutlicht: Es sollte nicht einfach um „Exit“ aus dem „Lockdown“ und rasche Rückkehr zur Normalität gehen – vielmehr wäre ein systemischer Wandel zugunsten des *Wichtigen* angezeigt.“

XVII. Corona. Der Umgang mit Zeit.

Die technische und digitale Dynamisierung generiert nicht nur bedeutende Produktivitätszuwächse, sondern auch soziale Beschleunigung. Für viele gibt es seit langem kein Rasten mehr. Was einst als Selbstbestimmung wahrgenommen wurde, wird zur Anpassung an Zeitzwänge. Und obwohl die steigende Produktivität immer mehr Zeit „freisetzt“, muss der Einzelne immer schneller agieren, um noch am Wohlstand teilhaben zu können. Zeitknappheit und Entschleunigung waren vor Corona in aller Munde.

(Hans-Jürgen Burchardt, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler)

Hans-Jürgen Burchardt sieht in der Corona-Zeit eine geeignete Zeit für Zeitpolitik, die nach der Krise Wohlstandsgewinne für alle erlaube. „Sie richtet unsere Zukunft und Fortschritt stärker auf immaterielle – und somit ressourcenschonendere – Ziele aus, ohne in Fundamentalopposition zu ökonomischen Erfordernissen zu gehen.“ Sie „bietet der Mittelschicht an, die eigene Lebensqualität zu steigern, ohne durch ihren überdehnten Ressourcenkonsum anderen Menschen – und zuletzt sich selbst – Verbesserungen zu verwehren. Ein solcher Zeitwohlstand könnte zum Lifestyle der nächsten Generationen werden, wenn es uns heute gelingt, die richtigen Lehren aus der Corona-Krise zu ziehen – und dank ihr die Klimakatastrophe abzuwenden.“

Burchardt verweist auf Ecuador, wo eine neue Wohlstandsdefinition eingeführt wurde – mit Zeit als deren zentraler Messeinheit: Der Index des guten Lebens (IGL). Dort wurden neben dem Bestreben um materielle Absicherung und Gesundheit vier Felder des menschlichen Glücks bestimmt: Zeit für (1) selbstbestimmte Arbeit; (2) Muße und Bildung; (3) soziale Beziehungen und (4) Teilhabe am öffentlichen Leben. Jedes dieser Felder stellt ein eigenständiges Gut dar, welches auf sozialer Verantwortung und wechselseitiger Anerkennung beruht. Es handelt sich also um relationale Güter, denn Freund- und Partnerschaft, Erotik, Familie, ziviles Engagement können nur zusammen genossen werden. „Neben Geld wird Zeit also zur gleichberechtigten ‚Zweitwährung‘ der Wohlstandsmessung. Die Frage, wie wir leben wollen, wird zur Frage, wie wir unsere Zeit verbringen wollen ... Als Antwort auf die aktuelle Krise hat darum der Ausbau des Gemeinwohls als oberstes Gebot zu stehen. Nicht nur das Coronavirus tötet, sondern auch unsere Ignoranz, unser Gemeinwohl zu pflegen. Jetzt müssen wir die bereitgestellten Ressourcen primär für unsere Daseinsvorsorge einsetzen. Hier sind besonders die reproduktiven Tätigkeiten in Betreuung und Pflege aufzuwerten. Diese – oft feminisierte – Arbeit wird bisher kaum wertgeschätzt. Als erstes heißt es, die unzureichenden oder kaputtgesparten Gesundheitssysteme so rasch wie möglich in die Lage zu versetzen, mit dem Ansturm der Erkrankten umzugehen. Nach der Corona-Krise muss es darum gehen, mit massiven öffentlichen Infrastrukturinvestitionen in Gesundheit, Bildung, Betreuung und Pflege, Grundversorgung, Transport sowie eine Stärkung des ländlichen Raums eine möglichst universelle Daseinsvorsorge für alle aufzubauen. Das geht nur durch Gemeinsinn.“

XVIII. Corona. Der soziale Zusammenhalt.

In einer Demokratie müssen sich die Bürgerinnen und Bürger an strenge Schutzregeln halten, sofern diese nicht rechts- und verfassungswidrig sind. Gleichzeitig muss es jedoch erlaubt sein, die Schutzregeln immer wieder infrage zu stellen. Die Gesundheit der Menschen und ihre Freiheit sind in einer Demokratie hohe Güter, die gleichermaßen verteidigt werden müssen.

(Ludwig Greven, Publizist)

An den Anti-Corona-Maßnahmen-Demos nahmen neben Verschwörungstheoretikern auch die tatsächlich oder gefühlt Benachteiligten teil. Die „Hygiene-Kundgebungen“ weisen da Gemeinsamkeiten mit der „Gelbwesten-Bewegung“ in Frankreich auf. Es kann zu sozialen Verwerfungen kommen, die sich rechtspopulistische und nationalistische Kreise zu Nutzen zu machen versuchen. Interessanterweise waren es eher die Ostdeutschen, die gegen Mobilitätsbeschränkungen verstießen, wobei allerdings die Infektionsquote in den ostdeutschen Bundesländern auch weitaus geringer war als in den westdeutschen. Es lassen sich immer stärkere Aversionen gegen die Entscheidungsmacht politischer Eliten feststellen. Die Kluft zwischen der etablierten Politik und den „Wir-sind-das-Volk-Populisten“ verstärkt sich. Der Autor und Journalist Rüdiger Rosenthal, der in der Opposition gegen das DDR-Regime aktiv war, sieht daher die Zivilgesellschaft gefordert. „Bürgerinitiativen, Nichtregierungsorganisationen, Gewerkschaften, Parteien, Berufsverbände, gemeinnützige Vereine sowie kulturelle, wissenschaftliche, ökologische und technische Körperschaften sind so wertvoll wie nie“, weil sie die soziale, kulturelle, wirtschaftliche und ökologische Weiterentwicklung und Modernisierung der Gesellschaft vorantreiben.

Für den Schutz der Demokratie wird es mitentscheidend sein, inwieweit es gelingt, die tatsächlich oder vermeintlich Benachteiligten einzubinden und den sozialen Zusammenhalt zu fördern.

CORONA – THEOLOGISCH

XIX. Corona. Das Schweigen der Kirche.

Schmerzlich fällt mir auf, dass bislang ein ermutigendes und orientierendes Wort christlicher oder muslimischer Institutionen ausgeblieben ist.

(Hermann Häring, em. Professor für Systematische Theologie)

„Was radikale Laizisten immer hofften, aber nicht einmal die Kommunisten wagten, ist in Zeiten der Corona-Pandemie binnen weniger Wochen Wirklich-

keit geworden“, stellte Daniel Deckers bereits am 11. April in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fest. „Religion als kollektives, auf symbolische Kommunikation angelegtes und sich in gemeinsamen Körperpraktiken materialisierendes Sinnsystem ist aus der Öffentlichkeit nahezu vollkommen verschwunden. Das Internet ist dafür nur ein schaler Ersatz.“

Für den evangelischen Theologen Günter Thomas hat sich die Kirche „in der verzweifelten Suche nach Relevanz“ selbst irrelevant gemacht. „In der Krise sind Baumärkte wichtiger als Gottesdienste, Pinsel wichtiger als Gebete.“ Weder für die Bundeskanzlerin noch für die Wissenschaftler waren die Kirchen erwähnenswert. Corona sei „ein Sargnagel für das Programm einer öffentlichen Theologie, die – dem Ratschlag des Philosophen Jürgen Habermas folgend – für die Öffentlichkeit die fremde Rede von Gott restlos in moralische Orientierung übersetzt“. Was gefehlt habe, sei Theologie im eigentlichen Sinne als Rede von Gott. „Von Gott redend das Wort zu suchen, das nur sie sagen kann, auch wenn es als Torheit erscheinen kann... Es fehlte unübersehbar eine couragierte geistlich-theologische Orientierung, die Bischöfe und Präses in Krisenzeiten bieten sollten. Warum nicht ein gemeinsames ermutigendes Wort aller Bischöfe...? Eine erschütterte, ja auch gebrochene, spirituell ehrliche und doch feste Stimme, die ganz und gar moralfrei gesagt hätte, was niemand anders sagen kann?“ Zum Beispiel: „Auch wir sind angegriffen. Wir sind aber nicht von Gott verlassen. Darum sind wir zuversichtlich.“

Kirche ist nicht mehr systemrelevant. Muss und sollte sie auch nicht sein. „Mir ist eine Kirche suspekt, die als relevant eingestuft wird, wenn sie für den reibungslosen Ablauf einer Gesellschaft und ihrer Vollzüge sorgt. Wenn sie dazu beiträgt, dass ‚der Laden läuft‘. Insofern schärft sich in der gegenwärtigen Diskussion der Blick dafür, welche Aufgabe Kirche nicht hat: nämlich zu funktionieren und andere beim schieren Funktionieren zu unterstützen. Und welche Aufgabe sie hat: Menschen, die nicht systemrelevant sind, zu achten. Für Menschen, die am Rand der Gesellschaft stehen, zu sorgen. Und zu fragen: Wer hat denn die Deutungsmacht zu definieren, was und wer für welches System relevant ist? Alles dies tut die Kirche in der Tradition des jüdisch-christlichen Gottes, der Menschen sieht, wenn sie in Not sind, und in der Nachfolge Jesu“, so Bärbel Schäfer, evangelische Dekanin. Kirche ist menschenrelevant. Kirche ist im guten Sinn lebensrelevant. Nicht mehr und nicht weniger.

Ähnliches stellt der evangelische Theologe Ulrich H. J. Körtner fest: „Statt „Vortrupp des Lebens“ (Helmut Gollwitzer) zu sein, gehört die Kirche nur noch zum Nachschub. Die Corona-Pandemie ist Lehrstück und Trigger für die Säkularisierung und Privatisierung von Religion in westlichen Gesellschaften, die sich in der Privatisierung des Sterbens und der Trauer in Zeiten von Corona verstärkt.“ Für Körtner ist die Corona-Krise ein Stresstest für Öffentliche Theologie und ihre Geltungsansprüche. „Und hinter der ausufernden Textproduktion lauert die Ahnung, dass der öffentliche Orientierungsanspruch von Theologie und Kirche und die gesellschaftlichen Realitäten auseinanderklaffen. Öffentliche Theologie im Corona-Krisenmodus schreibt gegen die Angst vor dem eigenen Bedeutungsverlust an.“ Letztlich gilt: „Selbst in einer Minderheitenposition sind Theologie und Kirche berufen, der Welt als Gottes Schöpfung zugewandt zu bleiben. Wenn beide bei ihrer Sache bleiben, den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit zu bezeugen, muss ihnen um ihre Relevanz nicht bange sein – nicht nur in Zeiten von Corona.“ [<https://zeitzeichen.net/node/8315>]

XX. Corona. Die Gottesfrage

Vielleicht lernen es jetzt noch die Letzten: Gott greift gerade nicht in die Naturgesetze ein.

(Hermann Häring, em. Professor für Systematische Theologie)

Corona stellt wie jede Leiderfahrung die Gottesfrage neu. Wie ist das Verhältnis von Gott und Welt zu denken? Greift Gott in den Weltenlauf ein oder lässt er der Entwicklung freien Lauf?

Was haben Gott und das Coronavirus miteinander zu tun? „Aus meiner Sicht erst mal gar nichts“ meint Andrea Schwarz. Denn das Virus sei schlicht eine Weiterentwicklung der Natur. Es als Strafe Gottes zu verstehen, sage mehr über den Menschen aus als über Gott. „Die Frage, was haben Gott und Corona miteinander zu tun, scheint also nicht beantwortbar zu sein, wenn wir Gott auf die Ebene von Corona herunterholen – aus dem einfachen Grund, weil ein solches Fragen Gott klein macht. Aber vielleicht geht

ja der umgekehrte Weg? Wir bringen Corona zu und vor Gott, wir stellen das Kleine in das unsagbar Große hinein? ... Das bedeutet nicht unbedingt, dass ich auf all meine Fragen eine Antwort bekomme ... Aber das heißt, dass ich ein Recht habe, meine Fragen zu stellen ... Dinge auszusprechen, sie beim Namen zu nennen, kann dabei helfen, sie zu verarbeiten, sie sozusagen aus dem „inneren System“ nach außen zu bringen. Und, in unserem Fall, sie dazu noch jemandem zu sagen und zu geben, von dem wir glauben, hoffen, vielleicht auch erfahren haben, dass er an unserer Seite ist“ (Der Sonntag, 19. Juli 2020, 3).

Die Theologie ist durch Corona in vielfacher Weise massiv herausgefordert. Auch hier gilt: sie kann nach der Pandemie nicht exakt dieselbe sein wie vor der Krise, denn sie hat die Ereignisse dieser Welt in ihr Reflektieren und Antworten mit einzubeziehen. Die Rede von Gott braucht immer wieder neue inhaltliche Akzente und damit verbunden, immer wieder neu angemessene Sprachformen.

„Denn solange sie [die Theologie] nicht in der Lage ist, die Frage nach dem erfüllten Leben in ihr Zentrum zu stellen und zu artikulieren, welche gesellschaftsverändernde Kraft diese Frage entfalten kann, wird sie keine Zukunft haben ... wer meint, so weiterhin Theologie treiben zu können, wird scheitern, weil er das Verlangen nach einem Halt, das viele Menschen in der Katastrophe spüren, nicht ernst nimmt und weil er damit die Frage nach Gott in dieser Zeit und was dieser mit dem eigenen Denken und Handeln im Hier und Heute zu tun hat, nicht wenigstens ein Stückweit zu beantworten versucht“, urteilt die Juniorprofessorin Katharina Klöcker (Herder-Korrespondenz 5/2020,30-32).

Relativ schnell entwickelte sich ein neues theologisches Genre, die Corona-Theologie (vgl. www.zeitzeichen.net). Regina Polak und ihre Mitstreiter/innen haben an der katholisch-theologischen Fakultät Wien den Blog TheoCare.Network eingerichtet. Als ein eigenes Internetforum für eine „Theologie im Zeichen von (Post)Corona“ wollen sie als Theologinnen und Theologen „dazu beitragen, dass die globale Corona-Krise zu einem Lernort für eine bessere Zukunft in Kirche, Gesellschaft und Bildung wird“.

XXI. Corona. Die Kirchenentwicklung.

In geradezu erdrutschartiger Weise verschwinden vertraute, religiöse (christliche) Praktiken, kirchlich-christliches und religiöses Wissen und ethische Überzeugungen, die sich auch einer Transzendenz zuwenden und dabei auf tradierte Formen zurückgreifen.

(Volker Resing, Journalist und Publizist)

Die Corona-Krise wird einen weiteren massiven Säkularisierungsschub mit sich bringen. „Es schmilzt hier ein Jahrtausende altes Erbe, etwa auch der Ordensgemeinschaften, der Gebetspraxis oder auch der Gottesrede allgemein dahin“ (Volker Resing). Was bedeutet dies für die notwendigen Kirchenentwicklungsprozesse? „Es geht immer ums Ermöglichen und Freigeben, um Religion2go und um Ermächtigung.“ Die Theologin Christiane Bundschuh-Schramm plädiert für den Blick- und Paradigmenwechsel. Was Christen für sich in den Zeiten von Corona entdeckt haben, soll ihnen nicht mehr genommen werden. Im Gegenteil: sie sind in ihrer Teilhabe an den drei Ämtern Christi von Priester/-in, Hirte/Hirtin, Prophet/-in zu unterstützen. Sie zitiert das bekannte Wort des französischen Bischofs Jaques Gaillot „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts“. Kirche hat zu fragen: Für wen sind wir da? Es geht um die Alltagsdienste und die Vernetzung mit denen, die denselben menschlichen Auftrag verspüren. Alle Angebote – auch spiritueller Art – sollen vermitteln: Du bist nicht allein. Gott ist einer, der bei dir bleibt – in Einsamkeit und Krankheit, in Angst und Unsicherheit und auch im Sterben. Gott verbindet uns auch untereinander – im Gebet, im Aneinanderdenken, im Füreinanderdasein. „Die Krise als Katalysator für eine Kirchenentwicklung, die viele bisher nur gedacht haben, jetzt aber erzwungen ist. Das ist der Gewinn der Kirche in der Krise: die Seelsorger/-innen werden pastoral freigebender und medial einfallsreicher, die Christ/-innen im Umgang mit der Botschaft mündiger und das Karitative rückt in die Mitte“ (Anzeiger für die Seelsorge 6/2020).

XXII. Corona. Neue liturgische Formen

Jetzt hätten wir die Möglichkeit, dieses eucharistische Fasten einmal solidarisch mitzuvollziehen und intensiver darüber ins Gespräch zu kommen, was uns auch sonst geistlich trägt und was sich an Kirche vielleicht verändern müsste. Stattdes-

sen versuchen wir, so schnell wie möglich wieder zu einer angeblichen Normalität zurückzukehren.

(Gerhard Feige, Bischof von Magdeburg)

Im Shutdown der Corona-Pandemie wurde die Eucharistiefixiertheit der katholischen Kirche deutlich. Die, die zwangsläufig von der Eucharistie ausgeschlossen waren, spürten – zumindest in Teilen – es geht auch ohne und es gibt Alternativen (vgl. unten den Beitrag der Ordensfrauen für Menschenwürde). In der digitalen Welt wurde viel experimentiert, auch im liturgischen Bereich.

„Die gegenwärtige Krise hat – vor allem im pastoralen und gottesdienstlichen Bereich der Kirche – schon jetzt einen neuen Digitalisierungsschub ausgelöst, der nicht mehr rückgängig zu machen sein wird. Die Frage ist, wie der konstruktiv dazu dient, die auf Dauer nicht zu ersetzende leibliche Präsenz und Gemeinschaft digital zu ergänzen und zu bereichern“, fragt sich Benjamin Krysmann, der Pressesprecher des Bistums Paderborn. Die Gemeinden sollten laut Christopher Paul Campbell darüber nachdenken: „Stellen wir die richtigen Fragen, wenn es darum geht, weiterzumachen? Haben wir ausreichend darüber nachgedacht, welche liturgischen Formen wem in unserer Gemeinde dienen? Sehen wir überhaupt noch die Menschen jenseits unserer mehr oder weniger gut besuchten sogenannten pastoralen Angebote? Was brauchen diese Menschen wirklich und was bekommen sie von uns? Sind unsere Formate selbstgefällig oder nützlich für andere? ... Braucht es nicht eine viel umfassendere Debatte über Kirchenbilder und über Inhalt, Ziel und Gestalt von Liturgie, Pastoral und Bildungsarbeit?“ (netz. Neue Wege im Bistum Limburg 5/2020,28). Für Campbell heißt das neue Normal: „Um die Zeichen der Zeit konstruktiv zu deuten, gilt es, sich nicht vorschnell als Lösung zu präsentieren, sondern sich vor allem als Frage zu begreifen.“

XXIII. Corona. Kirche für Suchende.

Kirche muss nicht fragen: wie kriegen wir die Menschen wieder rein? Sondern: Wie gehen wir zu den Menschen raus?

(Christian Hennecke,
Leiter der Hauptabteilung Pastoral im Bistum Hildesheim)

Der tschechische Theologe Tomáš Halík fragte sich in einem Essay Anfang April 2020, ob die aktuelle Corona-Krise nicht auch ein Zeichen der Zeit sein könnte, ein Kairos, ein günstiger Moment, den es zu beachten und am Schopfe zu packen gilt. Ein Augenblick, innezuhalten und uns unserer selbst zu vergewissern, wo und wie wir als Kirche unterwegs sind. Ein Nachdenken vor Gott und mit Gott. Möglicherweise geht da ein Kapitel unserer Christentums-geschichte zu Ende und es beginnt ein neues. „Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere und eine mögliche Zukunft auf, die eintreten könnte, wenn die Kirchen nicht ernsthaft versuchen, der Welt eine ganz andere Gestalt des Christentums zu präsentieren.“ Für Tomáš Halík bedeutet dies weder Versuche einer Rückkehr in eine Welt, die es nicht mehr gibt, noch ein Sich-Verlassen auf bloße äußere Reformen von Strukturen, sondern eine Wende hin zum Kern des Evangeliums, ein „Weg in die Tiefe“. Er verweist auf einen Moment am Tag vor der letzten Papstwahl. Zu dem Zeitpunkt noch als Kardinal Bergoglio zitierte der spätere Papst Franziskus eine Aussage aus der Apokalypse: Christus steht an der Tür und klopft an. „Und jetzt kommt das Überraschende: Er fügte hinzu: Heute klopft jedoch Christus aus dem Inneren der Kirche an und will hinausgehen. Vielleicht hat er das gerade getan.“ Christus steht nicht vor der Kirchentür und möchte hinein, nein umgekehrt, er steht hinter der Kirchentür und möchte hinaus – hinaus zu den Menschen. Und Halík fragt sich: Wo ist das Galiläa, in das der Auferstandene seine Jüngerinnen und Jünger schickt? Es ist das Land der Suchenden und Fragenden. [nachzulesen unter: <http://www.theologie-und-kirche.de/halik-theologie-pandemie.pdf>]

XXIV. Corona. Die Hauskirche.

In einem kleinen Comic sagt der Teufel grinsend zu Gott, dass er es geschafft hat, mit Covid 19 alle Kirchen zu schließen. Gott aber antwortet, dass er jetzt gerade in jedem Haus eine Kirche neu eröffnet hat.

Für Tomáš Halík tut sich eine zweite Perspektive auf: der Blick in die Urkirche. Er schreibt: „Gleich zu Beginn ihrer Geschichte erlebte die junge Kirche aus Juden und Heiden die Zerstörung des Tempels, in dem Jesus gebetet und seine Jünger gelehrt hatte. Die damaligen Juden fanden darauf eine

mutige und kreative Antwort: Den Altar des zerstörten Tempels ersetzte der Tisch der jüdischen Familie, die Opferbestimmungen wurden durch die Bestimmungen zum privaten oder gemeinsamen Gebetes ersetzt, die Brandopfer und die blutigen Opfer wurden ersetzt durch die Opfer der Lippen, der Gedanken und des Herzens, das Gebet und das Studium der Schrift. Ungefähr zur selben Zeit suchte das junge Christentum, das man aus den Synagogen vertrieb, seine neue Identität. Juden und Christen lernten, auf den Ruinen der Traditionen das Gesetz und die Propheten neu zu lesen und auszulegen. Sind wir in unserer heutigen Zeit nicht in einer ähnlichen Situation?“ Angesichts der geschlossenen Kirchen kam die Hauskirche wieder in den Blick, die Kirche im Kleinen. Die Familien erfanden kreative liturgische Formen, um miteinander zu feiern und es wäre schade, wenn sie nach Corona wieder verloren gingen. Die Gemeinden werden weiter schrumpfen und es wird die Herausforderung sein, wie sich die kleinen Kreise von Schwestern und Brüdern organisieren, um miteinander zu feiern, sich zu begegnen und zu stärken, um dann mit Christus hinauszugehen zu den Suchenden und Fragenden unserer Zeit. Manches, was die Kirche in der Corona-Krise neu entdeckte, sei für „Wir-sind-Kirche“-Leute seit 25 Jahren selbstverständlich, sagt deren Sprecher Christian Weisner: Hauskirchen, ein Miteinander auf Augenhöhe, Christsein ohne Fokus auf Priester (vgl. Publik-Forum 11/2020, 33 // vgl. Pfingstbrief: https://www.wir-sind-kirche.de/files/wsk/2020/Wir_sind_Kirche_Pfingstbrief_2020_.pdf).

XXV. Corona. Der Riss in allem.

Forget your perfect offering. There is a crack in everything. That's how the light gets in.

(Leonard Cohen, jüdischer Songwriter)

Heiner Wilmer, Bischof von Hildesheim, meint, dass wir alle derzeit Teil eines großen, unfreiwilligen sozialen Feldversuchs sind. „Mitten in diesem gewaltigen Versuchsaufbau die christlichen Kirchen. Wie ein riesiges Fragezeichen steht das Virus vor uns und fragt: Was ist eure Relevanz, ihr Kirchen? Was ist deine Relevanz als Bischof? Wozu braucht man uns Christen überhaupt? ... Mir drängt sich immer stärker der Gedanke auf, dass ausgerechnet die

Corona-Krise hilft, darauf eine Antwort zu finden.“ Mit Blick auf die kirchliche Praxis erkennt er selbstkritisch: „Manchmal ist unsere kirchliche Professionalität wie ein Gefängnis, das uns abhält vom eigentlichen Weg, den wir uns vorgenommen haben. Schön desinfiziert und abgesichert gegen die Gefahren des Lebens. Jetzt, in der Krise, sind Sicherheiten brüchig geworden. Gerade diese Unsicherheit aber kehrt die Ur-Weisheit des Christentums hervor: Das perfekte Leben, auch das perfekte religiöse Leben, gibt es nicht. Gelingen und Zweifel gehören zusammen – das war schon bei Jesus so. Es gibt keine Biografie ohne Risse, kein Leben ohne harte Entscheidungen. Ich habe für mich gelernt, dass es nicht den perfekten Lauf der Dinge gibt, nie. Das meint Umkehr als christliche Lebenshaltung, auch für die Kirche. Wir müssen ausbrechen aus dem Gefängnis einer perfekten Kirche... Wenn ich darüber nachdenke, wie wir sie wirklich erneuern können, um sie wieder relevanter für die Menschen zu machen, dann stört mich zweierlei: die eskalierende Empörung über die Schlechtigkeit der Kirche einerseits und die Kaskaden der Verteidigung des Bestehenden andererseits. Beides hat ein destruktives Ausmaß angenommen. Ich wünsche mir, dass wir uns stattdessen ehrlich fragen: Was müssen wir dringend ändern, und was wollen wir wirklich bewahren? ... Wenn wir die Kirche wirklich verändern wollen, dann müssen wir nach dem Eigentlichen fragen: Warum machen wir das alles überhaupt? Warum Kirche, warum Glaube? ...

Wir stehen an einer Zeitenwende. Europa verändert sich in Glaubensfragen so dramatisch wie vielleicht seit 1000 Jahren nicht mehr. Wir müssen den Menschen erklären, warum es sich lohnt, sich noch mit der Bibel, mit Jesus zu beschäftigen. Was hilft uns heute das Jenseits? Wenn wir solche Fragen nicht zulassen, lohnt alle Reform nicht. Die spirituelle Revolution, die wir brauchen, ist diese: Wir müssen zu Suchenden werden. Erst wenn wir uns eingestehen, wie radikal sich die Welt verändert hat, werden wir eine radikale Veränderung unserer Kirche wagen. Das Ziel ist keine perfekte Kirche, sondern eine vielstimmige Gemeinschaft – die etwas zu bewahren hat und zugleich dynamisch bleibt. Glaube ist ja geradezu der Gegenentwurf zum Perfektionismus.“

Heiner Wilmer beendet seine Überlegungen mit einem Verweis auf den jüdische Songwriter Leonard Cohen, der ihm sehr wichtig ist. In einer Textzeile

drückt er es folgendermaßen aus: „*Forget your perfect offering. There is a crack in everything. That's how the light gets in.*“ (Vergiss deine wohlfeilen Gaben. Es ist ein Riss in allem. Durch diesen Riss fällt Licht.) „Ich glaube: Wo immer wir in der Kirche perfekt sein wollen, vergessen wir die Gnade Gottes. Seinen Trost. Nach dem gnädigen Gott zu suchen ist unsere bleibende Aufgabe als Christen ... Wir brauchen einen Blick für die verwundeten Herzen von heute, für die Risse in der Existenz der anderen, für die Brüche in unserem eigenen Leben. Leonhard Cohen singt: *There is a crack in everything.* Durch diesen Riss, diesen Schmerz und diese Wut hindurch nur führt unser Weg zu Gott. Raus aus unseren selbst gebauten Gefängnissen. Seien wir ehrlich, leichter wird es nicht gehen. Wollen wir noch Christen sein? Dann doch so!“

XXVI. Corona. Die Pastoralmacht.

Hans-Joachim Sander, Dogmatiker an der Universität Salzburg, hat sich mit dem Phänomen auseinandergesetzt, dass sich in der katholischen Kirche Sonderinteressen finden, die auf Kosten des Gemeinwohls gehen. „Es fällt katholisch geprägten Menschen offenbar nicht so leicht, sich in die allgemeine säkulare Pastoralmacht ohne größeres Murren einzureihen und vom Schielen auf ihre Sonderinteressen abzulassen. Wo kommt dieser Hang eigentlich her? Meines Erachtens von einer kirchlichen Pastoralmacht, die sich zwar schon aufgelöst hat, ohne dass man es sich eingesteht. Schließlich wurde man als gläubiger Katholik sehr lange dazu angehalten, den eigenen Glauben, die eigene Kirche, die eigenen Priester immer als Teil der Lösung anzusehen. Jetzt offenbart sich, sie sind ein Teil des Problems und jetzt muss alles abgestellt werden, was dem Vorschub leistet. In den Missbrauchsskandalen war zwar auch schon klar, dass übergreifende Priester, vertuschende Kirche und sich selbst erhebender Glaube das Problem sind. Aber das betraf offenkundige Verbrechen, von denen sich die Nicht-Verstrickten distanzieren können. Jetzt aber betrifft es vieles von dem, was Glaube, Kirche, Priester üblicherweise so tun, wenn sie praktizieren, und woran sich Gläubige normalerweise selbstverständlich beteiligen. Man hielt die eigene Sonderwelt für das, was das Allgemeinwohl benötigt, um sich zu entwickeln. Das war der katholische Modus von Pastoralmacht. Kein Allgemeinwohl konnte daher das Katholische relativieren, weil das in ihm schließlich geborgen

wird. Dem ist aber nun nicht mehr so und dieser Relativierung muss man auch als gläubiger Katholik ins Auge sehen. Sie wird nicht aufhören mit einer Pandemie und sie wird nicht mit einem Rückbau staatlicher Pastoralmacht vergehen, die dann reumütig wieder Gottesdienste als öffentliche Daseinsvorsorge empfehlen würde. Das wird sie nicht; sie wird genug Geschmack an sich selbst gefunden haben, wenn das alles vorüber sein wird. Daher wird sich viel eher die Erfahrung auf relativ breiter Front einstellen, dass für einen selbst das, was üblicherweise in der Kirche geschieht, so notwendig dann doch nicht ist, dass es über Sonderinteressen hinausgeht. Das, was der katholischen Kirche bevorsteht, ist die Entdeckung eines für sie noch weitgehend unbekanntes Kontinents; ihr werden Lernschritte zugemutet, welche mit der Reduzierung der Komplexität des Lebens, mit der sie lange über die Runden kommen wollte, nicht mehr zu bewältigen sind. Es handelt sich um den unableitbaren und daher meistens überaus überraschenden Lebensraum des individuellen Menschen, der nicht einfach so mit anderen geteilt werden kann oder muss und der sich nicht ohne große Komplexität in ein größeres Ganzes einstellen lässt. Das Wohl des jeweils ganz anderen einzelnen Menschen ist kein Gegensatz zum dem, was allen gut tut. Aber es ist komplex, diesen Gegensatz zu überwinden. Das kann nicht mit Sonderinteressen gekapert, mit Allgemeinempfehlung ruhig gestellt oder mit Gemeinschaftsidealen eingeordnet werden. Gleichwohl kann dieser Lebensraum respektiert werden, wenn man bereit ist, sich den Gegensatz zu versagen. Die säkulare Pastoralmacht macht gerade vor, wie es geht – „niemand ist verzichtbar, alle zählen“.

XXVII. Corona. Die Kirchensteuer.

Keine Synode und kein Pastoralplan verändern die Kirche so rapide wie Finanzkrisen.

(Leo Karrer, em. Professor für Pastoraltheologie)

Der Arbeitskreis Steuerschätzung geht davon aus, dass Bund, Länder und Kommunen aufgrund der Corona-Krise im laufenden Jahr rund 100 Milliarden Euro weniger Steuern als 2019 einnehmen werden. Lohn- und Einkommensteuer sind die Bemessungsgrundlage für die Kirchensteuer. Sie könnte um

rund 20 Prozent sinken. Zu beachten ist, dass 50 Prozent aller Mitglieder gar keine Kirchensteuern zahlen und die obersten 5 Prozent in der Einkommensstatistik der Kirchenmitglieder mehr als 50 Prozent, darunter sehr viele Selbstständige. Mehrere Diözesen wie Würzburg, Mainz und Münster haben bereits Haushaltssperren und Sparmaßnahmen verhängt.

„Bis Mitte März 2020 hatten die meisten Menschen die Auswirkungen des Corona-Virus auf das Leben aller Menschen völlig unterschätzt. Und auch heute unterschätzen viele die zäsurgleichen Auswirkungen, die diese Krise für die Kirche haben wird. Neben einer Verkündigung „nach Corona“ ist ein Merkmal das abrupte Eintreten einer Kirchenfinanzkrise mit großen Auswirkungen auf die Pastoral“, so Thomas de Nocker. Angesichts sinkender Steuereinnahmen und somit auch geringer ausfallender Kirchensteuern mahnt Bischof Franz-Josef Bode (Osnabrück), der auch Stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) ist: „Wir müssen Ideen finden, wie man Dinge verändern kann, sie vielleicht verkleinert, andere Akzente setzt oder Kooperationen schließt ... Das gesamte kirchliche Leben muss neu priorisiert werden.“ Das Soziale und das Spirituelle hingen eben auch vom Wirtschaftlichen ab.

XXVII. Corona. Palliative Ekklesiologie

Die Kirche ist austherapiert. Sie wird sterben. Und nicht irgendwann in unbestimmter Zukunft, so wie alles irgendwann an ein Ende kommt, sondern in absehbarer Zeit.

„An was genau sie sterben wird, weiß man gar nicht so richtig. Sie ist schon länger krank, hat alle möglichen Wehwehchen und auch ernsthaftere Leiden und die eine oder andere Verletzung angesammelt, manche davon für sich genommen schon potenziell lebensbedrohlich.“ So ein nicht namentlich genannter evangelischer Theologe. Er plädiert aus seiner Erfahrung als Krankenhausseelsorger für eine „Palliative Ekklesiologie“.

„Palliative Ekklesiologie meint eine Lehre von der Kirche, die nicht nur mit dem Abbau einzelner Gemeinden, sondern auch mit dem Ende der Kirche in

der uns bekannten Form rechnet ... Sie gesteht sich die Unumkehrbarkeit der Entwicklungen der letzten Jahrzehnte ein und befreit so zu einem Blick auf ein neues Ziel: Das Ende würdevoll zu gestalten ... Palliative Ekklesiologie bejaht das Leben, das heißt: Sie leistet keine Sterbehilfe. Sie ermöglicht es, funktionierende Teilsysteme zu erhalten und zu fördern – einzelne Gemeinden, einzelner Regionen können aufgrund ihrer Nachhaltigkeit auch den volkskirchlichen Systemkollaps überleben und in anderer juristischer Form weiterbestehen ... Palliative Ekklesiologie braucht wie Palliative Care multiprofessionelle Perspektiven. Sie kann Erkenntnisse und Kompetenzen aus der freien Wirtschaft aufnehmen (Exnovation, Change Management), Ansätze und Methoden aus Therapie und Beratung (Trauerbegleitung, Ritualforschung) integrieren und braucht einen verlässlichen ethischen Kompass, um an der äußersten Grenze verantwortungsvoll navigieren zu können... Palliative Ekklesiologie kann die öffentliche Relevanz von Theologie, Spiritualität und christlichem Glauben deutlich machen, indem sie Vorbild ist für den würdevollen Abbau anderer verdienter und traditionsreicher Institutionen, die ihr Lebensende erreicht haben ... Christus ist gestern und heute und auch in Ewigkeit derselbe. Dadurch verliert der Wandel der kirchlichen Organisationsformen trotz aller Trauer seinen Schrecken ... Christus ist nach seinem Tod auferstanden, und er zieht alle mit sich. Palliative Ekklesiologie kann damit rechnen, dass Gott nach Abschied, Sterben und Tod Neues schafft.

Der gesamte Text unter: <https://kirchengeschichten.blogspot.com/2020/06/austherapiert-pladoyer-fur-eine.html>

Bevor die Kirche stirbt, möge sie wenigstens das sein, was die Schriftstellerin Eva Demski so definiert hat: „Kirchen als Rasthaus Gottes mit stiller Bedienung.“

Einschätzungen – Impulse – Kommentare

Da es bei Weitem nicht möglich ist, auch nur annähernd alle spannenden und lesenswerten Artikel und Kommentare abzdrukken, seien an dieser Stelle Appetithäppchen angeboten, die Lust auf mehr machen und Hinweise, wo der Hunger gestillt werden kann ...

A. Theologisches Feuilleton

Vom 19. März bis 17. Mai 2020 kommentierte das Theologische Feuilleton täglich die Corona-Pandemie, nachzulesen unter: <https://www.feinschwarz.net/category/daheim-die-kolumne/>

Kleiner Appetithappen:

Es scheint so, dass sich Selbstbehauptung statt Einsatz füreinander durchsetzt. Ich freue mich über unsere Kirchen, denen es zur Zeit nicht um Selbstbehauptung geht. Ich freue mich über die Menschen, die aus der Krise etwas Neues versuchen. Ich hoffe, dass unsere Kirchen bescheiden bleiben, auch wenn es wieder „normale“ Zeiten geben sollte.

(Lothar Schäfer arbeitet als Pastoralreferent des Bistums Hildesheim in der Gefängnisseelsorge der JVA Hameln)

B. Queres aus der Quarantäne

Alltag in Zeiten des Coronavirus: Wie wirkt sich die Covid-19-Pandemie auf unsere Gesellschaft aus? Was bedeutet es, mit Vorsichtsmaßnahmen zu leben? Der Direktor der Evangelischen Akademie in Frankfurt **Thorsten Latzel** hat zu diesen Leitfragen zwölf theologische Impulse verfasst, die die Ausnahmesituation im Frühjahr 2020 spiegeln, nachzulesen unter: <https://www.evangelische-akademie.de/aktuelles/quires-aus-der-quarantaene/>

Kleiner Appetithappen:

Ein anderes Wort für Quarantäne im 19. Jahrhundert war „Kontumaz“, von lateinisch *contumacia*, „Trotz“, „Unbeugsamkeit“. Die Corona-Auszeit sollte so eine Zeit sein, in der wir Haltung zeigen.

Fromm formuliert: eine gute Mischung aus Nächstenliebe, Gottvertrauen und innerem Rückgrat.

C. Suchen und Glauben – Chancen in der Krise

Corona. Ein kleines Virus stellt die Welt auf den Kopf und macht uns klar: wir haben die Dinge nicht in der Hand. Das wirft die Frage auf: worauf kann ich mein Leben verlässlich bauen?

Pater Hubert Lenz SAC betrachtet in sieben Episoden, was das menschliche Leben in der Welt und darüber hinaus trägt und glücklich macht. 7 Folgen a 12 – 14 min. <https://vimeopro.com/ewtn/suchen-und-glauben-chancen-in-der-krise/video/409004147>

D. Theologische Schlaglichter auf Corona

Bietet die Theologische Fakultät der Universität Erfurt unter: <https://theologie-aktuell.uni-erfurt.de/category/theologische-schlaglichter-auf-corona/>

E. Worte zur Corona-Krise

Der katholische Theologe *Prof. em. Hermann Häring* veröffentlichte auf seiner Homepage folgende Artikel:

- 1: Verlorene Sicherheiten (20. März 2020)
- 2: Entfesselte Zeiten (27. März 2020)
- 3: Blockierte Gemeinschaft (3. April 2020)
- 4: Verschwörung auf Leben und Tod (9. April 2020)
- 5: Im Griff der Natur (20. April 2020)
- 6: In Gottes Händen? (25. April 2020)
- 7: „Hast Dein Volk gezüchtigt sehr“ (28. April 2020)
- 8: Gedenken und Danken in schwieriger Zeit (8. Mai 2020)
- 9: Unsere Zukunftsträume (26. Juni 2020)

Einige Appetithappen

In der aktuellen Krise zeigt sich, dass wir die weichen Resonanzräume weiterführen und intensivieren müssen, denn ohne sie wird Leben zerstört. Sie sind in einem unmittelbaren Sinn lebensnotwendig. Hingegen sind die harten Resonanzräume relativierbar und relativ. Es geht weder um Wissenschafts- noch um Technikfeindlichkeit, sondern um ein ausgereiftes Gleichgewicht, in dem die vitale Basis unseres Zusammenlebens nicht herabgewürdigt und vernachlässigt wird. Jetzt endlich wird es Zeit, darüber genauer nachzudenken. Nicht nur Individuen, sondern auch eine Gesellschaft kann reifer, humaner und deshalb gesünder werden.

Wir erleben gerade starke Zeichen der Solidarität; man wird sehen, wie lange sie der noch anstehenden Belastung standhalten. Sobald die Krise sich abschwächt oder verschwindet, kommen wir nicht darum herum, unsere Identität als Deutsche und Europäer, als eine human orientierte und von starken Religionen stark geprägte Gesellschaft neu zu verhandeln. Diese Frage steht schon lange auf der Tagesordnung, drohte aber in primitiven Egoismen, in nationaler und religiöser Intoleranz zu verflachen. Jetzt können wir neu lernen, an welchen Parametern wir diese Frage auszurichten haben.

Und wir können umso weniger Gegenkräfte mobilisieren, als im gesellschaftlichen Alltag, leider auch in vielen Familien, ausdrücklich religiöse und humanistische Einflüsse aus dem Gespräch verschwunden sind. Man findet Solidarität gut, macht sich aber nicht klar, dass sie in Zeiten der Gefahr auch Widerstandskraft und Selbstdisziplin verlangt. Deshalb ist es geradezu überlebensnotwendig, dass wir diese Grundhaltungen wieder öffentlich und mit Respekt besprechen und nicht als frömmelndes und verstaubtes „Gutmenschentum“ oder als vormoderne „Nächstenliebe“ abtun.

Es fällt ja auf: ausgerechnet in diesen Tagen der Krise werden mit hoher Intensität wieder gesellschafts-, wirtschafts- und kulturkritische Überlegungen laut. Sie bündeln viele Fragen neu, die in den vergangenen Jahren kontrovers besprochen wurden: Müssen wir in unserer politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung, auch im Umgang mit unseren Mitmenschen, nicht neue Prioritäten einführen?

In unserem Zusammenleben müssen wir dringend neue, menschlichere und solidarischere Wege entwickeln und auf ihrer Verwirklichung mit äußerster Beharrlichkeit bestehen.

Konsequente Nächstenliebe erschöpft sich nicht einfach im Resonanzspiel mit den Selbstinteressen, sondern kann zu einer Kraft werden, die alle Überlegungen von Zweck und Nutzen übersteigt. Vielleicht ist das die wichtigste Lehre, die wir aus dieser Krise ziehen werden.

Gleich, ob wir an einen Gott glauben oder nicht, kein einziges der gängigen Gottesbilder wird diese Erfahrungen unbeschadet oder ohne *Korrekturen* überstehen, gleich, ob wir von einem Gottesverlust oder einer schmerzlichen Vertiefung unserer Gotteserfahrung reden ... Vielleicht lernen es jetzt noch die Letzten: Gott greift gerade nicht in die Naturgesetze ein ...

Auch die Corona-Krise wirft Fragen auf, die von keiner Religion zu beantworten sind. Paul Tillich umschrieb „Gott“ einmal als „das, was mich unbedingt angeht“. Wer oder was das ist, haben wir selbst herauszufinden. Damit sind die klassischen monotheistischen Gottesbilder nicht aufgehoben, aber stark relativiert. Religionen bieten keine philosophische Definitionen, sondern deutungsoffene Symbole.

Deshalb gibt es auch jetzt zwei Möglichkeiten, auf diese Demütigung der gesamten Menschheit durch den Corona-Virus zu reagieren. Die eine zeigt sich in einer kämpferisch-trotzigen *Kriegsansage*: Wir üben eine Zeitlang Selbstdisziplin und die Virologie treibt ihre Forschungsarbeit voran, bis wir diese Menschheitsgeißel in der Stunde Null besiegen. Wir zeigen unserer Natur, dass wir sie zu beherrschen wissen. An sich ist gegen diesen Siegeswillen nichts zu sagen. Doch wir würden uns erneut in unserem Siegeswahn verrennen, wenn wir nicht eine neue Bescheidenheit lernten. Gleich, ob und wie wir diese Infektionswelle besiegen, wir wissen nicht, wann die nächste kommt: Die nächste Infektionswelle, die nächste Atom- oder eine Klimakatastrophe, die wir nicht mehr beherrschen können.

F. Corona-Notizen

Eine Analyse der Krise – Krisen sind Chancen

Günther M. Doliwa

Nummer 1: Wirklichkeit *neu* sehen! Wenn wir nur begreifen könnten, was uns ein Teilhard de Chardin lehrte, dass Tendenzen und Sinnstrukturen im kosmischen Prozess selbst angelegt sind, und dass im Menschen dieser kosmische Prozess zu sich selber kommt. Als erstes wäre das heutige *Herrschaftsverhältnis zur Natur* zu demaskieren als irriges Weltverständnis. Der Einsatz für die Erhaltung des Lebens wäre keine Zeit = Geld-Verschwendung, sondern im ureigensten Sinn dynamischer, atmender Beziehungen. Bei allem Respekt für die Leistungen der Wissenschaften: Wirklichkeit ist voller Paradoxe, Überraschungen und mit reichlich Raum für das Unvorhersehbare. Oder wie es der Weltkünstler André Heller in dem Lied „Alles in allem“ ausdrückt. „Es ist gut zu wissen, dass, wenn nichts mehr geht, immer noch ein Wunder geht.“ (CD „Spätes Leuchten“ 2019) Sprünge sind möglich. Eine andere Welt ist denkbar.

Nummer 2: Gewohnheiten überprüfen. Neue einüben. Wenn sozusagen über Nacht nicht mehr klar ist, was eigentlich normal ist, und vertraute Arbeits-, Freizeit, Urlaubs-, Konsum-Gewohnheiten in Frage stehen, offenbart sich ein Potenzial rascher Veränderungen. Das kann Reformgruppen beflügeln. Dank weltweiter Resonanz-Felder können wir in der Krise neue Dynamiken kennen lernen und an den Phänomenen kooperativer Solidarität teilhaben. „In diesem Sinne haben wir die Kleinlichkeit unseres Eigeninteresses zu überwinden und Empathievermögen für alles Sein zu entwickeln.“ (Bruno Kern, *Theologie der Befreiung* Tübingen/Basel 2013, S. 113) Unsere besondere Verantwortung als Bewusstseinssträger der Evolution kann gezielt arbeiten in Richtung größerer Vielfalt, Gemeinschaft und Bewusstheit. Befreiung entfaltet sich als Prozess innerhalb einer kosmischen Perspektive.

Nummer 3: Globale Solidarität als Hoffnungsspritze. Jenseits aller berechtigten Verzweiflung (mit der Tendenz zu Extremismen, Fundamentalismen und apokalyptischen Kurzschlüssen) erhält das vorwärts gerichtete Engagement einen begeisterungsfähigen Hoffnungshorizont. Der neue Hori-

zont eröffnet Chancen. Ein Paradigmenwechsel vor aller Augen. Ihr Potenzial spiritueller Ressourcen zu mobilisieren, wäre kein schlechter Beitrag aus christlicher Überzeugung. Gewonnen aus der Krise, die nicht nur an die Nieren und Nerven geht, sondern Hirn und Herz, Hand und Fuß anregt, sich anders zu verhalten.

Fazit: Der gemeinsame „**österliche**“ **Durchgang** durch diese globale Krise, anhand der fünf Phasen der Trauerbewältigung nach Kübler-Ross, kann sich noch als äußerst fruchtbare Weck-Erfahrung erweisen, die Menschheit zum Umdenken und Anders-handeln zu bewegen. Mit gesundem (Selbst-) Wertgefühl und mit dem religiösen Anker der Hoffnung kapitulieren wir nicht vor Sterben und Tod. Hl. Corona, sei Dank!

14. Mai 2020

Zitiert ist hier der Schlussabschnitt. Das gesamte Dokument ist zu finden unter: <https://www.doliwa-online.de/>

G. Was ich durch die Corona-Pandemie gelernt habe

Thomas Tauchnitz

1. Wir haben unsere Gefährdung kennengelernt.

Wir fühlten uns sicher hier in Deutschland. So etwas kannten wir nicht oder zumindest nicht bei uns: Epidemien mit unbekanntem, nicht behandelbaren Krankheiten; ein hohes Ansteckungsrisiko; tödliche Verläufe. Wir haben das Gefühl einer vermeintlichen Sicherheit verloren. In einem kleinen Maß nur – kein Vergleich mit früheren Zeiten mit Pest und Pocken – aber doch sehr ernst und bedrohend.

Jesus sagt über den Mann, der eine große Scheune für die reiche Ernte bauen will: „Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern“ (Lk 12,18ff). Durch Corona ist mir bewusstgeworden, dass ich wie dieser reiche Mann gelebt habe. Natürlich weiß ich, dass ich jederzeit sterben kann, aber dieses Wissen ist mir jetzt zum deutlichen Gefühl geworden. Danke ich Gott täglich für das geschenkte Leben? Und

gehe ich mit meiner Zeit und meinem Geld so um, wie es dieser Situation entspricht?

- 2. Wir sind uns unserer Abhängigkeit von anderen bewusster geworden.**
Eigentlich hatten wir in der Krise keinen materiellen Mangel, von fehlendem Klopapier und Nudeln abgesehen. Alles funktionierte: Supermärkte, Krankenhäuser, Tankstellen, Bäcker, Polizei. Wir haben gelernt, welche Berufe „systemrelevant“ sind: Es sind nicht die gut bezahlten Büro-tätigkeiten, sondern die schlecht bezahlten Leute vor Ort: Kassierinnen, Pfleger, Handwerker, Polizisten. Die machten ihre Arbeit, obwohl es noch keine Masken gab und keine Plexiglaswände. Ärzte und Pfleger kümmerten sich um ihre Patienten und wurden dabei selbst abgesteckt und starben.

„Alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, (bilden) einen einzigen Leib“, sagt Paulus (1 Kor 12,12). Alle Glieder unserer Gesellschaft bilden eine einzige Gesellschaft. Und alle sind wichtig. Gleich wichtig! Behandle ich alle Menschen in ihren Berufen als gleich-wertig? Setze ich mich dafür ein, dass die Menschen in den „systemrelevanten“ Berufen höhere Gehälter bekommen? Und leiste auch ich meinen redlichen Beitrag für die Gesellschaft?

- 3. Wir haben gelernt: Wenn es den Armen schlecht geht, geht es auch uns schlecht.**

Was nützt es, wenn die Gebildeten in den Büros, die Wohlhabenden in ihren Häusern Abstand halten? Wenn gleichzeitig die Armen in Sammelunterkünften leben, die Flüchtlinge dicht an dicht in ihren Containern oder Zeltplanen, die ausländischen Familien mit drei Kindern pro Zimmer im Hochhaus? Wenn im Schlachthof Schulter an Schulter gearbeitet wird? Die Verbreitung des Virus hängt von der Situation der Armen ab. Und da es Kontakte gibt, bleibt das Virus nicht bei den Armen.

Über die junge Gemeinde nach Pfingsten wird berichtet: „Alle bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. ... Sie gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte.“ (Apg 2,44f) Das tun wir wirklich nicht, wir geben den Armen nicht, was sie nötig haben. Das macht sie krank und dann auch uns. Was kann ich dafür tun, dass jeder bekommt, was er nötig hat?

4. Die Armen trifft es viel mehr als uns. Die Krise vergrößert die Ungerechtigkeit.

Die Krise macht fast alle von uns ärmer. Aber es sind die Armen, die sie in Not bringt. Bei Mindestlöhnen reicht das Kurzarbeitergeld nicht. Die fehlenden Tafeln und Sozialkaufhäuser machen Hartz IV völlig unzureichend. Farbige in den USA haben ein dreimal höheres Infektionsrisiko und sterben sechsmal häufiger als Weiße. Tagelöhner sterben bei Ausgangssperren nicht an Covid-19, sondern am Hunger. Ohne Schulspeisung, durch ausfallende Impfungen und fehlende Medikamente und durch Hunger rechnet man damit, dass 1,2 Millionen Kinder sterben werden – viel mehr als wahrscheinlich insgesamt Menschen an Corona sterben.

„Gebt ihr ihnen zu essen“, sagt Jesus zu seinen Jüngern, als die Menge müde und hungrig war. Ich höre, dass er es heute auch zu mir sagt. Ich will nicht in einer Welt leben, wo die Armen immer mehr leiden als alle anderen und wir das schulterzuckend hinnehmen. Almosen geben ist keine Großzügigkeit, sondern unsere Pflicht.

5. Wir sehen, wie wichtig es ist, auf die Wissenschaft zu hören und vernünftig zu sein.

Viele Regierende haben die Gefahr von Corona geleugnet, es wie eine normale Grippe behandelt und zu spät reagiert. Wer bei einer Verdoppelung alle 3 Tage nur eine Woche zu spät handelt, hat vier Mal so viele Kranke und Tote. Wir sehen mit Schrecken, wie falsche Informationen („fake news“) gestreut werden, die die Wahrheit ignorieren. Wie Verschwörungstheorien Anhänger finden. Wie Ungeduld angestachelt wird. Und wie aus Glaubens-Fundamentalismus gepredigt wird, dass Gott das Virus abhalten würde, wenn man nur intensiv genug glaubt und betet. Da werden Gottesbilder hochgehalten, die nicht dem Leben dienen.

Jesus betont, dass wir „klug wie die Schlangen“ sein sollen (Mt 10,16) und unseren Verstand einsetzen: Vor dem Baubeginn rechnen, ob die Mittel reichen. Vor einem Krieg erkennen, dass man nicht genug Soldaten hat (Lk 14,28-32). Mache ich mich ausreichend schlau? Verstehe ich die Zusammenhänge und kann sie auch erklären? Habe ich den Mut, zu widersprechen, wenn jemand Lügen verbreitet oder verharmlost? Und habe ich das Vertrauen und die Geduld, auch mal Regeln zu akzeptieren, die mir nicht verständlich sind?

6. Die Verlangsamung hat auch Chancen für unsere Seele.

Ich will die massiven Einschränkungen nicht verharmlosen und nicht das Leid, das sie mit sich bringen: Einsamkeit, Arbeitslosigkeit, durchkreuzte Reisepläne, ausgefallene Feiern. Aber die erzwungene Verlangsamung hat auch Chancen: Weniger Autofahrten, keine Dienstreisen, weniger Hektik. Heraustreten aus dem Hamsterrad. Zeit zum Aufräumen, Wegschmeißen, Ausmisten. Mehr Zeit zum Telefonieren, Lesen, Schreiben, Nachdenken. Weniger tun, aber das intensiver.

Jesus „stieg auf einen Berg, um in der Einsamkeit zu beten“ (Mt 14,23). Immer wieder zog er sich zurück, um zu sich und zu seinem Gott zu kommen. Die Bibel erzählt an vielen Stellen, dass der Rückzug vom Alltag wichtig ist: Mose erkennt Gott in der Wüste, Elia begegnet ihm im sanften Wind, Paulus erkennt während einer langen Reise nach Damaskus, dass er auf dem Holzweg war. „Gehe in Deine Zelle, und die Zelle wird Dich alles lehren“, sagten die Wüstenväter. Was kann ich in dieser erzwungenen Ruhe, in dieser Einsamkeit lernen? Höre ich Gottes Stimme?

7. Christlicher Glaube braucht Gemeinschaft.

Viele Wochen ohne Gottesdienste, sogar ohne das Osterfest. Monate ohne kirchliche Feiern wie Trauungen, Taufen, Erstkommunionen und Konfirmationen. Für uns Christen war das ein massiver Einschnitt. Natürlich kann man auch zu Hause oder in leeren Kirchen beten. Wir haben aber gemerkt, dass uns dafür die Rituale und die Übung fehlen. Zu Hause eine Andacht halten, gemeinsam beten: Wer kann das und wer traut sich das? Wir merken, dass wir austrocknen, dass der Schwung verloren geht, dass neue Impulse fehlen. Das ist wie beim Home Office: Das funktioniert besser als gedacht, aber irgendwann braucht man die Begegnung, die Tasse Kaffee mit dem Kollegen, das kurze kreative Gespräch.

In der Bibel steht, dass die frühen Christen „einmütig im Gebet verharrten“ (Apg 1,14), „ihr Brot brachen und miteinander Mahl hielten“ (Apg 2,46). Gerade bedrängte Christen wissen, dass sie allein zu schnell müde werden, austrocknen, aufgeben, und suchen daher die Gemeinschaft. Ob diese Gemeinschaft ausgerechnet die formalen Gottesdienste in großen Kirchen sein muss ...? Vielleicht finden wir andere Wege. Aber Corona hat uns gezeigt, wie not-wendig die Gemeinschaft ist.

8. Gerade jetzt brauchen wir Toleranz, Geduld und Nächstenliebe.

Die Phase der Lockerung ist auch nicht einfach. Menschen schreien sich an, weil jemand keine Maske trägt. Große Demonstrationen ermöglichen es nicht, den Mindestabstand zu halten. „Corona-Gegner“ (was für ein dummes Wort, Gegner von Corona sind wir alle!) halten alle Maßnahmen für übertrieben. Wegen Falschnachrichten werden Handy-Masten abgebrannt. In Parks und an Stränden liegen die Menschen zu dicht – von engen Flugzeugsitzen ganz zu schweigen. Viele denken wohl, dass die Gefahr vorüber ist, obwohl die Viren noch genauso ansteckend sind wie vorher. Beide Seiten sind genervt, die Aggressivität steigt. Viele sind offensichtlich nicht geduldiger und toleranter geworden.

Jesus sagt: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen. ... Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Heiden?“ (Mt 5,44ff). Für mich heißt das: Liebt auch die, die sich nicht an die Corona-Regeln halten. Auch sie sind Gottes geliebte Kinder. Auch wenn sie mich nerven und ängstigen. Das ist ein Prüfstein für meine Nächstenliebe. Auch wenn ich immer wieder scheitere, ich will es jeden Tag wieder versuchen.

Wird „nach Corona“ alles wieder so wie vorher?

Ich hoffe nicht! Denn das hieße, wir hätten aus Corona nichts gelernt.

Thomas Tauchnitz ist Vorsitzender des Freundeskreises des Exerzitienhauses – Franziskanisches Zentrum für Stille und Begegnung in Hofheim

H. Fülle in der verordneten Leere

Zehn Ordensfrauen der Gruppe „Ordensfrauen für Menschenwürde“, die sich im Herbst 2018 in München gebildet hat, reflektieren, wie die Herausforderungen der Corona-Pandemie von den Ordensfrauen kreativ aufgegriffen und bewältigt wurden. Die Erfahrungen betreffen besonders die Themenkreise Sakramentenverständnis, Eucharistieverständnis und Amtsverständnis, bzw. Priesterbild.

Als Ordensfrauen, die in vielfältigen internen wie externen Beziehungen stehen, beleuchten wir unsere Gemeinschaftserfahrungen und reflektieren

die Frage nach einer alltagstauglichen Begegnung mit Gott, anstelle einer rein ritualisierten Religionspraxis.

Die darin zum Ausdruck gebrachten Forderungen sind keineswegs neu und werden seit Jahrzehnten von vielen Menschen immer wieder in den theologischen wie den kirchenamtlichen Diskurs eingespeist. Allerdings sind sie nun durch Corona in einer neuen Weise erfahrungsgesättigt. Und wir sind überzeugt, dass viele Christen und Christinnen ähnliche Erfahrungen beisteuern könnten.

„Wir hatten alles geplant. Wir hatten uns um einen Priester bemüht, weil das nach den Regeln der katholischen Kirche so zu sein hat. Doch dann kam ganz überraschend und sehr kurzfristig (...) die Absage und wir standen vor der Situation, nun selbst feiern zu müssen, sollen, dürfen, können ...“

So beschreibt eine Ordensfrau die Tage kurz vor Ostern. Viele Gläubige und viele Schwesterngemeinschaften teilen solche besonderen Kar- und Ostererfahrungen während der Corona-Krise 2020, als alle öffentlichen Gottesdienste abgesagt waren und in vielen Frauengemeinschaften die Feier der Eucharistie mit einem externen Zelebranten kurzfristig untersagt war.

In der Corona-Krise hatten wir keine Wahl und genau das eröffnete echte Alternativen. Mit dem Bruch und Wegfall des Vertrauten – manchmal auch Eingefahrenen – entstand zunächst Leere und dann Raum für einen Diskurs und ein gemeinsames Suchen. Wie kann es gehen? Was ist uns wichtig? Was ist für unseren Glauben und die Feier unseres Glaubens zentral? Und die oft begrenzende Frage: was ist erlaubt?

Als Ordensfrauen können wir unser gesamtes Leben selbst verantworten, organisieren und durchführen – gerade auch in geistlichen Belangen – aber die Eucharistiefeier nicht. Einer Priorin / Oberin steht die geistliche Leitung einer Gemeinschaft zu – aber nicht der Vorsitz bei der Eucharistiefeier. Welches Gemeindebild, welches Priesterbild und welches Frauenbild stehen dahinter? Hier zeigt sich eine Schiefelage der katholischen Kirche und eine extreme Abhängigkeit der (Ordens-)Frauen von einem geweihten Mann.

Vielen von uns war klar: wir setzen uns nicht einfach vor den Fernseher oder einen Live-Stream. So hilfreich und wertvoll das für manche Gläubige, besonders für ältere Menschen, Alleinstehende oder auch Mitschwester in Quarantäne gewesen sein mag; die medial konsumierte Feier kann die reale Feier nicht ersetzen. Es war und blieb für uns ein schmerzhafter Stich ins Herz, dem Zelebranten beim Kommunizieren zuzuschauen, ohne selbst teilhaben zu können. Als ebenso unmöglich haben wir Eucharistiefiern mit Gemeinde ohne Kommunionsspendung erlebt. Es stellen sich zentrale Fragen an das Eucharistieverständnis: ist die Eucharistie eine gemeinsame Mahlfeier, oder ein exklusives Geschehen, das dem geweihten Priester vorbehalten ist?

Das 2. Vatikanische Konzil formuliert hier sehr eindeutig: es geht darum, dass „alle, [die] durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden [sind], sich versammeln (...) und das Herrenmahl genießen“. (SC 10) Wir fragen uns: Ist die korrekt gefeierte Form wichtiger als der Inhalt? Wie sehr wird ernsthaft die *Communio* als zentral für die Eucharistiefier angesehen? Weiter: Fassen die Regeln und Vorschriften das Sakramentsverständnis nicht zu eng? Kann nicht „alles zum wirksamen Zeichen der Gegenwart Gottes werden“ (Leonardo Boff), wenn es in mir – oder uns – auf Resonanz trifft?

Warum muss das gültig gefeierte Sakrament immer noch an der kirchengeschichtlich gewachsenen Entscheidung hängen, dass nur ein ehelos lebender Mann zum Priester geweiht werden kann? Warum können nicht endlich, um jeder Gemeinde die sonntägliche Eucharistiefier mit einer Gemeinschaftserfahrung zu ermöglichen, Personen beiderlei Geschlechts aus der Gemeinde zu diesem Amt beauftragt werden – natürlich mit entsprechender Ausbildung?

Wir erleben, dass das kirchliche Amtsverständnis sehr stark in der Gefahr ist, ungute Machtverhältnisse zu zementieren – und das auf Kosten des Heilsgeschehens für alle Menschen. Dienen unsere sakramentalen Formen wirklich dem Leben oder hat sich das Leben nicht in-zwischen den Formen unterzuordnen?

Manchmal wurden solche Messen durch den Gedanken vom „stellvertretenden Gottesdienstfeiern“ gerechtfertigt. Wie ist die „stellvertretende“ Feier zu verstehen? Es machte sich bei uns Unbehagen breit, wenn Bischöfe/ Priester sehr großzügig verkündeten, dass sie stellvertretend für die abwesen-

de Gemeinde Eucharistie feierten. Ja, auch das kann für manche Gläubige ein geistlicher Trost sein. Doch theologisch gehören Stellvertretung und Solidarität eng zusammen. Jesus lebte die Solidarität Gottes mit uns Menschen in der Menschwerdung und seinem Sterben und erst das begründete die Möglichkeit seiner Stellvertretung. Für uns war es an mancher Stelle tröstlicher, wenn auch Bischöfe / Priester solidarisch mit allen Gläubigen auf die Eucharistiefeier verzichtet haben, denn eine Gemeinde kann ohne Priester keine Eucharistie feiern – umgekehrt gilt das Gleiche!!

Wir haben in unseren Gemeinschaften in den vergangenen Wochen dennoch Mahlfeiern erlebt, die jede Einführung auf die Eucharistiefeier gesprengt haben. Wir haben Brot und Wein geteilt und vielfältige Erfahrungen zeigen, dass darin Jesus Christus als präsent erlebt wurde. Beim Abendmahl gab Jesus seinen Freunden den Auftrag: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (1 Kor 11,24-25). Dabei geht es um viel mehr, als um reine Erinnerung. Es geht um Vergegenwärtigung. Für viele von uns ist dieser Gedanke zentral: Christen versammeln sich, von Jesus Christus eingeladen, und dürfen erleben, dass Gott gegenwärtig ist. Seine Gegenwart zeigt sich in der Gemeinschaft, in seinem Wort, in vielen weiteren Ereignissen der Feier und in besonderer Weise in Brot und Wein. Ist nicht dieser Moment der „Wandlung“ einzig an einen tiefen Glauben daran gebunden, dass sich Jesus wahrhaft in Seiner Ganzheit als ein geistiges Geschehen „runter brechen lässt“ in Brot und Wein? Dieses „Mysterium“ kann nicht an einen Mann mit Weihe gebunden sein.

Die lebendigen Agape-Erfahrungen können nicht mit der Konsumierung von konsekrierten Hostien („aus der Konserve“) verglichen werden. Dieser Gang zum Tabernakel wurde immer wieder als Bruch in der Feier erlebt. Entscheidend ist der unbedingte und unverfügbare Heilswille Gottes für alle Anwesenden. So erfuhren wir uns im gemeinsamen Feiern immer wieder als Eingeladene und Beschenkte – nicht als „Macherinnen“.

So fasste schließlich eine Schwester das gemeinsame Feiern zusammen: „Ich habe noch nie in so viele strahlende Gesichter schauen dürfen, die berührt und erfüllt von diesen Tagen und unserem Feiern waren. Für mich war der Geist des Auferstandenen sehr spürbar unter uns wirksam, der in uns und mit uns etwas Wunderbares wirkte.“

In den Kontext der Überlegungen rund um die Eucharistiefeier gehört auch die Frage nach werktäglichen und sonn- / festtäglicher Feier. In sehr vielen Ordensregeln ist die möglichst tägliche Feier der Hl. Messe festgeschrieben. Wie gehen wir damit um, dass einige von uns in dieser erzwungenen „eucharistiefreien“ Zeit die tägliche Feier (die wir teilweise über Jahrzehnte gewohnt waren!) nicht einmal vermisst haben?

Als Gedächtnis von Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi hat die Eucharistiefeier ihren Platz am Sonntag, dem „ersten Tag der Woche“ – als Quelle und Höhepunkt, nicht als tägliche Verpflichtung. In diesem Punkt besteht ein dringender Handlungsbedarf bei der Verfassung und Genehmigung von Ordensregeln.

Nährend und tragend wurde für viele von uns die Zeit der Kontemplation, der stillen Anbetung, das einfache Dasein in der Gegenwart Gottes, das gemeinsame Schweigen oder das Hören und der Austausch über das Wort Gottes. Als strukturierend für den Tag haben viele von uns das Stundengebet erfahren, das sowieso zu unserem „täglichen Brot“ gehört und dem wir besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Wir haben erfahren: der „Mangel“ führte zu einem echten Gewinn an geistlicher Tiefe und zu einer sehr großen Sensibilität für kostbare Kleinigkeiten: Gesten der zwischenmenschlichen Aufmerksamkeit, die Zeichen der Gegenwart Christi wurden. So haben die Erfahrungen dieser Zeit die Engführung auf die Eucharistiefeier aufgelöst und die organische Verbindung von Liturgie und Diakonie deutlich gemacht.

In den Kontext zu liturgischen Überlegungen gehören schließlich noch Fragen nach einer Verheutigung der liturgischen Sprache. Schwestern, die mit der Vorbereitung von liturgischen Feiern betraut waren, machten sich an die Umformulierung von Texten, „so dass ich sie selbst ehrlich beten konnte. Bei der Durchführung der Liturgie war für mich sehr eindrücklich, dass ich selbst beten konnte und den Gebeten den Ausdruck verleihen konnte, den ich ihnen beimesse. Ich war auf einmal nicht mehr in der Rolle der ZuhörerIn, die sich nur mit standardisierten Antworten einbringen kann. Das fühlte sich für mich sehr gut an und war eine sehr andere Erfahrung.“

Daraus ergibt sich die brennende Frage: wie kann eine echte "volle, bewusste und tätige Teilnahme" (SC 14) gefördert werden? Manche Orationen sind so formuliert, dass viele von uns diese Texte kaum ertragen können. Wie mag es da erst Menschen gehen, die nicht wie wir eine jahrelange Einführung in die Liturgie(-geschichte) erhalten haben? So halten wir eine „Übersetzungsarbeit“ von liturgischen Texten in die heutige Sprachwirklichkeit für un-bedingt notwendig, weil sich der „kraft göttlicher Einsetzung unveränderliche Teil“ von Liturgie (SC 21) nicht auf die Formulierung von Gebetstexten beziehen kann.

In diesem Zusammenhang ist die Frage zu stellen, wie eine alltagstaugliche Begegnung mit Gott besser ermöglicht werden kann. Die bisherige, oft institutionalisierte Religionspraxis, trennt gewöhnlich das Heilige vom Alltäglichen. Wir verweisen als unverzichtbare Anregung auf die Mystik als Erfahrungsweg (in Anlehnung an Martins Bubers „Ich und Du“) und auf zahlreiche christliche Mystikerinnen und Mystiker, für deren Anregungen suchende Menschen empfänglich sind.

Hier stellt sich die Frage: wo ist in unserem kirchlichen und liturgischen Betrieb Raum für die Stille, für die persönliche, individuelle Gottesbegegnung?

Viele Erfahrungen der vergangenen Monate lassen sich eng mit dem Emmausgeschehen in Verbindung bringen. So unternahmen Schwestern Spaziergänge in der Haltung von Madeleine Delbrel: „Geht hinaus ohne vorgefasste Ideen, ohne die Erwartung von Müdigkeit, ohne Plan von Gott; ohne Bescheidwissen über ihn, ohne Enthusiasmus, ohne Bibliothek – geht so auf die Begegnung mit ihm zu. Brecht auf ohne Landkarte - und wisst, dass Gott unterwegs zu finden ist, und nicht erst am Ziel. Versucht nicht, ihn nach Originalrezepten zu finden, sondern lasst euch von ihm finden in der Armut eines banalen Lebens.“

Unsere Fragen an den „Sinn“ von Corona sind keineswegs geklärt. Natürlich waren wir manchmal traurig und verunsichert über die Situation. Wir leiden mit allen Menschen, die krank sind und mit allen, die durch die sozialen und finanziellen Folgen der Pandemie schwer getroffen sind. Wir

sind besorgt über die furchtbaren Auswirkungen, die die Pandemie in den armen Ländern unserer Erde jetzt schon hat und weiter höchstwahrscheinlich haben wird. Besonders die starke Zunahme von (sexueller) Gewalt an Frauen und Kindern macht uns Sorgen. Wir versuchten, mit unseren Möglichkeiten, Not zu lindern und ansonsten, wie Madeleine Delbrel es beschreibt, ohne vorgefasste Ideen, ohne Plan von Gott, ohne Bibliothek unterwegs zu sein und die Unsicherheit nicht zu verdrängen. Gemeinsam Auf-dem-Weg-sein, zuhörend, nachfragend, ausdeutend – Christusbegegnung mitten unter uns. Dieser Dienst der Martyria wurde von Frauen selbstverständlich geleistet. Wir wünschen, dass diesem kirchlich-vernachlässigten, aber wichtigen Bereich mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Auch in unseren Gemeinschaften gab es Konflikte; Versöhnung war wichtiger denn je. Wir haben erlebt, dass Fragen nach der Eucharistie Spannungen hervorgerufen haben. Nicht alle denken und empfinden gleich. Wir möchten weiterhin in Respekt mit denen leben, die anders denken und fühlen. Aber wir müssen unsere Fragen stellen und ernsthaft nach lebhaften und überzeugenden Antworten suchen.

Als Ordensfrauen leben wir Communio – Gemeinschaft im Glauben, als Schwestern, die sich nicht selbst gesucht, sondern in der Liebe Gottes gefunden haben. Wir haben die Gemeinschaft – trotz aller Konflikte - in diesen Wochen als zentralen Teil unseres Lebens neu erfahren: im aufeinander angewiesen sein, als sicherheitsgebend und tragend, als Raum der gelebten und geschenkten Versöhnung und als Ort einer großen Charismenvielfalt, die sich endlich noch mehr entfalten konnte, weil Begabungen Raum bekamen.

Es gibt für uns kein Zurück mehr, hinter die Erfahrungen dieser Corona-Wochen 2020 – einer unglaublichen Fülle in der verordneten Leere. Norbert Lohfink schrieb: „Priester(in) sein heißt, Zeuge(in) des Wunders sein“. In diesem Sinn leben wir „Ordensfrauen für Menschenwürde“ eine priesterliche Existenz und bezeugen die Wunder, die Gott getan hat.

Wir hoffen, dass unsere Erfahrungen dazu beitragen, dass neue Wege gesucht und mutig gegangen werden.

Ordensfrauen für Menschenwürde:

Sr. Karolina Schwehofer, MC, München, Sprecherin

Sr. Antonia Hippeli, OSB, Tutzing,

Sr. Ulla Mariam Hoffmann OSB, Tutzing

Sr. Mechthild Hommel OSB, Bernried

Sr. Ruth Schönenberger OSB, Tutzing

Sr. Susanne Schneider MC, München,

Sr. Hildegard Schreier MC, Generalleiterin, München

Sr. Veronika Sube OSB, Tutzing

Sr. Sara Thiel, Schwestern vom Göttlichen Erlöser, München

Sr. Hilmtrud Wendorff CJ, Nürnberg

Kunst und Kultur

Kultureinrichtungen sind nicht nur systemrelevant, sondern mehr. Sie erhalten nicht nur das Funktionieren der Gesellschaft aufrecht, sondern sind für die Wertediskussion, für die Menschheitsfragen, für den Diskurs über Denken und Fühlen, über Not und Tod, über Vereinsamung und Gemeinschaft, für Freude und Gespräch essentiell: Kunst hat Selbstrelevanz, und das ist mehr als Systemrelevanz.

(Bernhard Maaz,

Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen)

Sonderpräsentation: Systemrelevant? Dass und wie wir leben

Kunsthalle Karlsruhe (30. Juni bis 27. September 2020)

12 Fotografen und ihr Blick nach vorn

<https://www.faz.net/aktuell/stil/quarterly/zukunft-nach-corona-12-fotografen-und-ihr-blick-nach-vorn-16838079.html>

Carolin Kebekus – Videoclip und Show

In ihrem kirchenkritischen Videoclip „Im Namen der Mutter“ fordert die Kabarettistin Carolin Kebekus auf: „Alle Ladies in Gottes Gemeinden, es ist Zeit, unsere Stimme zu vereinen“ und „alle Girls, Mamas und Mädchen, werft die Hände hoch für die erste Päpstin“.

[<https://www.youtube.com/watch?v=wXV7oiM566I>]

In ihrer Carolin Kebekus Show nahm sie Bezug auf die Forderung der Bewegung Maria 2.0 nach mehr Rechten für Frauen in der Kirche.

[<https://www.youtube.com/watch?v=z66trb5wYKI>]

Schönbrunner Mutmachsong

In Schönbrunn gibt es verschiedene Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen. Der Schönbrunner Mutmachsong (30.06.2020) ist zu sehen und zu hören unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=suPUQ-eTQnc>

Küss die Hand, Pandemie

Die Umdichtung des EAV-Hits „Küss die Hand, schöne Frau“ durch das EAV-Urgestein Thomas Spitzer (23.04.2020) unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=woiUt0agv58>

Corona Nippel

Die Umdichtung des Hits von Mike Krüger „Sie müssen nur den Nippel durch die Lasche ziehn“ (04.07.2020) unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=D3QQD9ctG3Q>

Corona-Song – auf Halleluja

Die Umdichtung von Bernice Ehrlich auf Leonard Cohens „Halleluja“ (21.03.2020) unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=ORGi2GMFrwU>

Zeit für Menschlichkeit

HÖHNER mit Freunden (06.04.2020) unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=YnflmdLaMeQ&list=PLf2NgMo7Zs1wbEMRCcNhkFTd2wwAEO5IC&index=47>

Insbesondere in der Zeit des Shutdowns entstanden zahlreiche Corona-Songs. Allein auf Youtube sind unter „Corona-Lieder“ 67 Songs gelistet.

Schlusssteine

Wie lernt man hoffen?

Vielleicht heißt Hoffnung gar nicht der Glaube an den guten Ausgang der Welt und die Vermeidung ihrer Zerstörung. ... Hoffen lernt man dadurch, dass man handelt, als sei Rettung möglich. Hoffnung garantiert keinen guten Ausgang der Dinge. Hoffen heißt darauf vertrauen, dass es sinnvoll ist, was wir tun. Hoffnung ist der Widerstand gegen Resignation, Mutlosigkeit und Zynismus. Die Hoffnung kann lesen. Sie vermutet in den kleinen Vorzeichen das ganze Gelingen. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist.

Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in der Morgenröte sieht.

Hoffen heißt darauf vertrauen, dass es sinnvoll ist, was wir tun. Und wir können dankbar sein, dass wir hoffen können.

(Fulbert Steffensky auf dem Ostfriesischen Kirchentag 2017)

Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht.

(Vaclav Havel)

Gott hat uns nicht den Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

(2. Timotheus 1,7)

Literatur

- Heiner Fangerau / Alfons Labisch, Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Herder Verlag 2020
- Dr. Jan Dirk Fauteck / Imre Kusztrich, In der Corona-Krise Immunkräfte optimieren, KAVA-Verlag 2020
- Jannina Görrissen / Liane Schneider, Conni macht Mut in Zeiten von Corona (Lesemaus 186), Carlsen Verlag 2020
- Anselm Grün, Was gutes Leben ist. Orientierung in herausfordernden Zeiten, Herder Verlag 2020
- Elizabeth Jenner / Kate Wilson / Nia Roberts, Coronavirus. Ein Buch für Kinder, Beeltz Verlag 2020
- Matthias Horx, Die Zukunft nach Corona. Wie eine Krise, die Gesellschaft, unser Denken und unser Handeln verändert, Econ Verlag 2020
- Walter Kardinal Kasper / George Augustin (Hg.), Christsein und die Corona-Krise, Das Leben bezeugen in einer sterblichen Welt, Grünewald-Verlag 2020
- Dr. Ina Knobloch, Shutdown. Von der Corona-Krise zur Jahrhundert-Pandemie, Droemer Verlag 2020
- Martin Sprenger, Das Corona-Rätsel. Tagebuch einer Pandemie, Seitert Verlag 2020
- Dr. Karina Reiss / Dr. Sucharit Bhakdi, Corona Fehlalarm? Zahlen, Daten und Hintergründe, Goldberg-Verlag 2020
- Cord Schnibben (Hg.) / David Schraven, Corona. Geschichte eines angekündigten Sterbens, dtv Verlag 2020
- Stefan Schubert, Vorsicht Diktatur! Wie im Schatten von Corona-Krise, Klimahysterie, EU und Hate-Speech ein totalitärer Staat aufgebaut wird, Kopp-Verlag 2020
- Stefan Schweiger, Corona-Virus. 33 Fragen – 33 Antworten. Piper-Verlag 2020
- Hans-Werner Sinn, Der Corona-Schock. Wie die Wirtschaft überlebt, Herder Verlag 2020
- Constanze Steindamm, Ein Corona Regenbogen für Anna und Moritz – Mit Tipps für Kinder rund um Covid-19: Verhalten in Kita und Grundschule während der Corona-Zeit (Lesemaus 185), Carlsen Verlag 2020
- Steven Taylor, Die Pandemie als psychologische Herausforderung. Ansätze für ein psychosoziales Krisenmanagement, Psychosozial-Verlag 2020.
- Nathan Wolfe, Virus. Die Wiederkehr der Seuchen, rororo 2020.
- Zhou Wang, Das Coronavirus Handbuch. Corona: So schützen Sie sich richtig, Riva-Verlag 2020

Zeitschriften

Frankfurter Allgemeine, Quaterly. Die Zukunft nach Corona

[<https://www.fazquarterly.de/>]

FRANZISKANER 2/2020, Anders machen.

Mit Gemeinwohl-Ökonomie Zukunft für alle schaffen

FRANZISKANER MISSION 3/2020, Pandemie. Globaler Lernprozess

TAUWETTER 2/2020, Corona-Pandemie. Krise als Herausforderung

Hinweis:

Die bereits in TAUWETTER 2/2020 aufgelistete Literatur ist hier nicht noch einmal angeführt.

WWW.TAUWETTER.FRANZISKANER.DE